

Blätter des Bundes der  
Religiösen Sozialistinnen  
und Sozialisten  
Deutschlands e.V.

**2–3/17**

Juli 2017 · 70. Jahrgang  
Einzelverkauf 7,- €

CHRISTIN  
CHRIST UND  
SOZIALISTIN  
SOZIALIST  
CUS

**„Ecclesia“ et civitas  
„semper reformanda“**

Vergeben – sich versöhnen

Verantwortung für die Gemeinschaft

Das Kreuz als zentrales Symbol

Themen und Aktionsfelder der ReSos III

Bunt statt braun

Wir sind viele – wir sind eins

Diese Welt anders – gegen G20

Ernstfall Frieden

Kapitalismus überwinden mit Marx, Luther & Ökumene

Kontroversen auf dem Kirchentag

Rezensionen

Bundesnachrichten

**KREUZ UND ROSE**



## IMPRESSUM

**CuS. Christin und Sozialistin/  
Christ und Sozialist. Kreuz und Rose.**  
Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands, erscheint seit 1948.

### Herausgeber:

Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V., gegründet 1919/1926

### Vorstand:

Reinhard Gaede, Jürgen Gorenflo,  
Andreas Herr, Anneke und Florian  
Ihlenfeldt, Jens-Eberhard Jahn,  
Thomas Kegel

### Redaktion:

Dr. Reinhard Gaede (v.i.s.d.P.),  
Wiesestr. 65, D-32052 Herford,  
Tel. 0 52 21/34 25 56,  
cus@brsd.de, reg@brsd.de  
Jens-Eberhard Jahn, Franckestr. 2,  
04318 Leipzig, Tel. 0 30 22 77/24 61,  
jahnjepw@freenet.de

### Redaktions-Beirat:

Friedrich-Wilhelm Bargheer, Blomberg  
Volker Beckmann, Herford  
Doris Gerlach, Herford  
Jürgen Gorenflo, Norderstedt  
Dietlinde Haug, Bad Oeynhausen  
Dieter Hönerhoff, Bielefeld  
Thomas Kegel, Hannover  
Elmar Klink, Bremen  
Helmut Pfaff, Frankfurt

### CuS/BRSD im Internet:

www.BRSD.de

### Webmaster:

Thomas Kegel, Hannover

### Erscheinungsweise:

Vierteljährlich

### Abonnements:

Jürgen Gorenflo, Hollunderweg 8 b,  
22850 Norderstedt, jgorenflo@web.de

### Preise:

Einzelheft: € 7,-, Jahresabonnement,  
Inland: € 20,-, Welt: € 30,-, Förder-  
abonnement € 25,- oder mehr.  
Kündigungen werden zum Jahresende  
wirksam. Bitte überweisen Sie den  
Betrag jeweils zum Jahresbeginn an  
den BRSD e.V., KD-Bank,  
IBAN DE15 3506 0190 2119 4570 10,  
BIC GENODED1DKD

### Gestaltung & Layout:

Kreativ-Schmiede, Hamburg  
www.kreativ-schmie.de

### Druck:

satz- und druckprojekte TEXTART ver-  
lag, Solingen, textart@t-online.de

ISSN 0945-828-X

*Christ und Sozialist / Christin und Sozialistin*

## INHALT

|                                                                                                                      |    |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| <b>Editorial</b> .....                                                                                               | 1  |
| Anne Schneider & Nikolaus Schneider<br><b>Jakob, Esau. Vergeben und sich versöhnen</b> .....                         | 3  |
| Ullrich Hahn<br><b>Die andere Reformation: Erasmus von Rotterdam</b> .....                                           | 13 |
| Friedrich-Wilhelm Bargheer<br><b>Die Reformation radikalisieren I</b> .....                                          | 15 |
| Friedrich-Wilhelm Bargheer<br><b>Die Reformation radikalisieren II</b> .....                                         | 18 |
| Friedrich-Wilhelm Bargheer<br><b>Die Botschaft vom Reich Gottes als Leitsymbol<br/>einer erneuerten Kirche</b> ..... | 19 |
| Reinhard Gaede<br><b>Das Kreuz als zentrales Symbol der Christenheit</b> .....                                       | 22 |
| Michael Bünker<br><b>Die Reformation und die Herausforderung<br/>des Friedens heute</b> .....                        | 27 |
| Friedrich Winterhager<br><b>Thomas Müntzer – Apokalypse und Revolution</b> .....                                     | 31 |
| Reinhard Gaede<br><b>Themen und Aktionsfelder der Religiösen<br/>Sozialist(inn)en in der Vergangenheit III</b> ..... | 38 |
| Frank-Matthias Hofmann<br><b>Bunt statt braun</b> .....                                                              | 44 |
| Maïke Finnnern<br><b>Wir sind viele. Wir sind eins</b> .....                                                         | 46 |
| Institut für Theologie und Politik<br><b>Gegen G-20: Diese Welt anders</b> .....                                     | 54 |
| Elmar Klink<br><b>Was uns deutsche Geschichte lehren muss</b> .....                                                  | 56 |
| Ulrich Duchrow<br><b>Den Kapitalismus überwinden –<br/>mit Luther, Marx und der Ökumene heute</b> .....              | 60 |
| Malu Dreyer<br><b>Zachäus. Verantwortung für die Gemeinschaft</b> .....                                              | 65 |
| Thorsten Brenscheidt<br><b>„Unser Kreuz hat keine Haken“</b> .....                                                   | 75 |

## Rezensionen

|                                                                |    |
|----------------------------------------------------------------|----|
| Okko Herlyn<br><b>Kaj Munks Drama „Das Wort“</b> .....         | 77 |
| Jürgen Schübelin<br><b>Gewalt – die Fessel der Armen</b> ..... | 79 |

## Bundesnachrichten

|                                                                              |    |
|------------------------------------------------------------------------------|----|
| Reinhard Gaede<br><b>Religiöse Sozialist(inn)en auf dem Kirchentag</b> ..... | 83 |
| <b>Jahrestagung</b> .....                                                    | 84 |
| <b>Regionaltreffen</b> .....                                                 | 84 |
| <b>Sommerseminar</b> .....                                                   | 84 |

|                                     |    |
|-------------------------------------|----|
| <b>Bilder-/Fotonachweis</b> .....   | 85 |
| <b>Autorinnen und Autoren</b> ..... | 85 |

# Editorial

**E**ccllesia“ et societas „semper reformanda“ – die Kirche und die Gesellschaft muss immer reformiert werden, heißt das Thema dieses Heftes. Wir knüpfen damit an CuS 1/2017 an: „Die Reformation radikalisieren“. Diese Beiträge gehören dazu:

Ullrich Hahn erinnert an den großen Humanisten, Reformator und Friedensfreund Erasmus von Rotterdam (+1536).

Über zwei Bücher „Die Reformation radikalisieren“ berichtet *Friedrich-Wilhelm Bargheer*. Er schreibt: „Die Fortsetzung dieses Titels: „provziert von Bibel und Krise“ verrät die Systematik des Programms. Nämlich: Die gegenwärtigen welt- und religionspolitisch krisenförmigen Prozesse und Situationen sind der Kontext bzw. der von der Zeitanzeige vorgegebene Text, der zum kritisch-produktiven Neu-Verstehen der für die historische Reformation zentralen biblischen Texte aufruft.“ „Befreiung zur Gerechtigkeit“ und „Befreiung vom Mammon“ heißen die Konsequenzen.

*Claus Petersen* hat in seinem Buch „WeltReligion“ die Botschaft von der Gegenwart des Reiches Gottes in den Mittelpunkt gestellt. *Friedrich Wilhelm Bargheer* berichtet. Gleichzeitig wird die herkömmliche Sühne-Theologie kritisiert. Dass ein halb zorniger, halb gnädiger Gott durch ein Opfer versöhnt werden müsse, ist allerdings eine absurde Vorstellung. Aber unsere Vorstellung von Sühne im Sinne der Wiedergutmachung und Ausgleichsleistung ist in biblischen Texten nicht gemeint. Sondern „Sühne bezeichnet die heilvolle Wiederherstellung der Gemeinschaft und die Neueröffnung der Gottesbeziehung ... die Gabe neuen Lebens.“ (Für uns gestorben. Die Bedeutung von Leiden und Sterben Jesu Christi. Grundlagentext des Rates der EKD, Gütersloh 2015, 2. Aufl., S. 47) Mein Beitrag über das Kreuz als zentrales Symbol nach dem Hebräerbrief setzt die theologische Diskussion fort.

Eine ernüchternde Bilanz der Reformationszeit zieht *Michael Bünker*, Bischof der Ev. Kirche Österreichs: Vertreibung, Massaker, Kriege zwischen Nationalstaaten, Intoleranz gehörten auch zu dieser Epoche. Wir gedenken der Leiden der Menschen.

*Friedrich Winterhager* hatte im Jahr 2014 in CuS über *Ottillie von Gersen*, die Ehefrau *Thomas Müntzers*, geschrieben – *Fokke Bohlssen* hatte ebenso Person und Denkmäler vorgestellt – und in CuS 4/16 die Biographie Müntzers (von Hans-Jürgen Goertz) rezensiert. Jetzt folgt noch sein Vortrag in Goslar.

Aktuelle politische Themen behandelt der folgende Teil. „Wir sind viele – wir sind eins“ ist das Thema von *Maike Finnern*, stellvertretende Landesvorsitzende der GEW NRW. Im Wahljahr 2017 sehen sich die Gewerkschaften besonders gefordert, gesellschaftliche Herausforderungen zu benennen und Antworten zu geben.



**Redaktionsbeirat am 11. März 2017, sitzend: Friedrich-Wilhelm Bargheer, Jürgen Gorenflo, Doris Gerland, Dietlinde Haug, stehend: Volker Beckmann, Reinhard Gaede, Helmut Pfaff, Dieter Hönerhoff, Elmar Klink**

Am 11. April 1957 wurde das „Göttinger Manifest“, unterzeichnet von 18 angesehenen Atomforschern, darunter die Nobelpreisträger Otto Hahn, Max Born, Werner Heisenberg, der Öffentlichkeit übergeben. In der Diskussion über eine atomare Bewaffnung der Bundeswehr warnten sie, die zerstörerische Wirkung taktischer Atomwaffen zu unterschätzen: „Durch Verbreitung von Radioaktivität könnte man mit Wasserstoffbomben die Bevölkerung der Bundesrepublik wahrscheinlich schon heute ausrotten.“ Das Gleichgewicht des Schreckens, hervorgerufen durch die „Angst vor Wasserstoffbomben“, hielten sie „zur Erhaltung des Friedens“ auf die Dauer für „unzuverlässig“, im „Falle des Versagens für tödlich“. „Ein kleines Land wie die Bundesrepublik“ sei am besten geschützt und fördere den Frieden in der Welt am besten, „wenn es ausdrücklich und freiwillig auf den Besitz von Atomwaffen jeder Art verzichtet“. Heute ist diese Mahnung immer noch aktuell. Zwar hat die Bundesrepublik auf Atomwaffen verzichtet, hat aber auf der Nato-Konferenz im Dezember 1957 der Stationierung atomarer Waffen auf ihrem Gebiet zugestimmt. Vor dem Hintergrund der Aufrüstung in Nordkorea setzt US-Präsident Donald Trump weiter auf atomare Waffen. *Elmar Klink* stellt uns das Buch von *Wolfram Wette* „Ernstfall Frieden“ vor: „Frieden bleibt der Ernstfall. Das ist die zentrale Lehre! Für Krieg darf es in einer lernfähigen deutschen Bevölkerung, in der allein über drei Mio. Kriegsdienstverweigerer leben, keine Mehrheit geben!“ – „DIESE Welt in DIESEN Verhältnissen hat keine Zukunft!“ rufen Christ(inn)en, die am 6.-7. Juli in Hamburg gegen die Konferenz der G-20 Staaten demonstrieren werden. „Setzen wir den Götzen des Kapitals, der Verwertungs- und Wachstumslogik unsere Hoffnung auf ein Leben in Fülle für alle entgegen,“ ist ihre Aufforderung.

Luther, Marx und Ökumene nennt *Ulrich Duchrow* in einem Atemzug. Seltsam, aber er kann belegen, dass schon Luther präzise die frühkapitalistische Marktwirtschaft als Raubsystem verdammt und Karl Marx Luther als „den ersten deutschen Nationalökonom“ schätzte. Auch die Ökumene hat den Kapitalismus verworfen. Der Beitrag ist auch in *Neue Wege* 5/2017 erschienen. Wir danken unserer Schwesterzeitschrift *Neue Wege* in Zürich für ihre Kooperation und Einverständnis, den Artikel auch in Deutschland zu verbreiten.

Zwei Bibelarbeiten haben wir vom Kirchentag mitgenommen. *Anne und Nikolaus Schneider* hatten schon CuS 2-3/2015 ihre Bibelarbeit überlassen. „Vergeben und sich miteinander versöhnen“ ist nun der Titel ihrer Bibelarbeit zum Text Gen 33, 1–17 Jakobs Versöhnung mit Esau. Die Bibelarbeit von *Malu Dreyer* widmet sich der Geschichte von Zachäus, Luk 19,1-10. Von Kontroversen auf dem Kirchentag berichtet *Thorsten Brenscheidt*, und in den Bundesnachrichten erzähle ich, was wir dort erlebt haben. Über die neuere Geschichte unserer *Zeitschrift* ist jetzt der zweite Teil lesbar.

Mit Wünschen für schöne Sommertage  
Euer/Ihr

*Reinhard Faeder*

# Vergeben und sich miteinander versöhnen – das sind Früchte eines liebevollen Sehens und Gesehen-Werdens!\*

Von Anne Schneider & Nikolaus Schneider

Begrüßung und Vorstellung

*Liturgischer Beginn:*

*Anne: Gedenken an Kurt Marti*

Am 11. Februar dieses Jahres starb Kurt Marti. Der Schweizer Pfarrer und Schriftsteller wurde 96 Jahre alt. Kurt Marti stand für eine konkrete, also auf unsere Gegenwart bezogene, Theologie. Er stand für eine im Evangelium gegründete Parteilichkeit in politischen Auseinandersetzungen – ähnlich wie Dorothee Sölle.

Kurt Marti brachte Theologie, Poesie und politische Konkretion so zur Sprache, dass sie Nikolaus und mich immer neu inspirierten. Seine Gedichte, seine Predigten, seine Gedanken über uns Menschen, über Gott und unsere Welt haben unser beider „theologische Existenz“ nahezu ein halbes Jahrhundert geprägt. Sie werden uns auch weiter begleiten.

Voll Dankbarkeit denken wir an Kurt Marti – auch hier auf dem Kirchentag. Sein Gedicht „ich habe gelernt“ soll uns einstimmen auf das Thema unserer Bibelarbeit.

*„ich habe gelernt (in der kirche):*

*wer dich auf den rechten backen schlägt  
dem biete auch den andern dar*

*Ich habe gelernt (in nahkampfkursen):*

*ein tritt in die hoden des feindes  
legt diesen am sichersten um*

*Was gilt nun?“*

*(Kurt Marti, geduld und revolte, die gedichte  
am rand, Radius-Verlag 2002, S.15)*

Nikolaus:

Es gilt, was Kurt Marti in dem „Credo von Kappel“ nach seiner Vorlage so bekennt:

*„Ich vertraue auf den Heiligen Geist,  
der in uns lebt,*

*uns bewegt, einander zu vergeben,  
uns zu Mitstreitern des Auferstandenen  
macht,*

*zu Schwestern und Brüdern derer,  
die dürsten nach der Gerechtigkeit.“*

*(nach einer Vorlage des Pfarrers und Schriftstellers Kurt Marti, 2008 von der Zürcher Landeskirche zur Diskussion gestellt)*

Gebet:

*Du, unser Gott,*

*wir glauben und bekennen, dass DU uns  
siehst,*

*wo immer wir sind,  
was immer wir tun und lassen.*

*Wir bitten:*

*Sieh uns an mit Liebe-vollen Augen.*

*Nimm uns wahr in unserem Verlangen nach  
Liebe und Anerkennung.*

*Leg uns nicht fest auf Fehler, Versagen,  
Scheitern und Schuld.*

*Du, unser Gott,*

*wir bitten DICH um DEINEN Geist.*

*Dein Geist schenke uns Einsicht in die eigene  
Vergebungsbedürftigkeit.*

*Dein Geist inspiriere uns, einander mit Liebe-  
vollen Augen anzusehen,*

*unsere Unterschiedlichkeiten respektvoll  
wahrzunehmen*

*und achtsam miteinander umzugehen.*

*Dein Geist bewege uns, einander zu vergeben*

*und DEINE Versöhnung miteinander  
zu leben.*

*Du, unser Gott,  
wir wissen, dass wir DICH allenfalls,  
stückweise' erkennen können.*

*Wir bitten:*

*Schenke uns heilsame Begegnungen  
und Erfahrungen mit DIR.*

*Verbirg DICH nicht vor unseren Augen.*

*Öffne unsere Augen, unsere Ohren  
und unsere Herzen für DEIN Wort.*

*Auch jetzt und hier während der Bibelarbeit.*

*Amen*

*Bibelarbeit Teil 1:*

*Vergeben und sich miteinander versöhnen –  
darin liegt ein Geheimnis gelingender und heil-  
samer Beziehungen.*

*Anne:*

*Annäherung an das Thema „Vergebung und  
Versöhnung“*

*Kennen Sie den Film „Philomena“?*

Er erzählt die wahre Geschichte der Irin Philomena und ihres unehelich geborenen Sohnes Anthony.

Anfang der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts verliebt sich Philomena als junges, unaufgeklärtes Mädchen und wird ungewollt schwanger. Von ihrer Familie verstoßen, landet sie in einem Nonnen-Kloster. Sie muss unter unsäglichsten Bedingungen entbinden. Muss anschließend jahrelang Sklavenarbeit in einer Wäscherei leisten, um die Kosten der Entbindung zu begleichen und um für ihre „Sünde“ zu büßen.

Im Alter von vier Jahren entreißt man ihr Anthony und verkauft ihn – wie viele andere Kinder der unverheirateten Mütter im Kloster – nach Amerika.

Philomena verlässt das Kloster, macht eine Berufsausbildung, heiratet und bekommt weitere Kinder. Aber sie denkt weiter an Anthony, ihren erstgeborenen Sohn, ohne je

über ihn und ihre Widerfahrnisse im Kloster zu reden.

An Anthonys 50. Geburtstag bricht sie ihr Schweigen. Und zusammen mit einem Journalisten macht sie sich auf den Weg, Anthony zu suchen. In Amerika finden sie seine Spuren. Und in Irland, auf dem Friedhof des Klosters, sein Grab: Anthony war schon mit 43 Jahren gestorben. Anthony hatte seine irischen Wurzeln und die Sehnsucht nach seiner leiblichen Mutter nicht vergessen. Hatte nach ihr auch im Kloster gesucht und sich dort begraben lassen, in der Hoffnung, seine Mutter würde wenigstens sein Grab finden ...

Eine der Nonnen, die absichtsvoll und böswillig die Begegnung von Mutter und Sohn verhinderten, lebt noch im Kloster: Schwester Hildegard.

Die letzte Szene dieses bewegenden Filmes lässt mich immer wieder neu mit Wut und Tränen kämpfen:

Der Journalist stellt Schwester Hildegard zur Rede. Versucht, ihr klarzumachen, was sie Philomena und Anthony angetan hat. Verlangt von ihr wenigstens eine Entschuldigung und ein Bekennen der klösterlichen Unrechttaten an so vielen jungen Frauen und Kindern.

Hildegards selbstgerechte Antwort:

„Ich habe mein Keuschheitsgelübde gehalten. Entsagung und Kasteiung des Fleisches, das bringt uns näher zu Gott. Diese Mädchen haben das selbst verdient und müssen sich selbst und ihrer unkontrollierten Fleischeslust die Schuld zuschreiben.“

Darauf die völlig überraschende Entgegnung Philomenas:

„Schwester Hildegard, ich möchte, dass Sie wissen, dass ich ihnen vergebe.“

Entsetzt und verständnislos angesichts dieser bedingungslosen Vergebung wendet sich der Journalist an Philomena:



„Wie, einfach so?“

Und Philomena antwortet:

„Nein, nicht einfach so. Es ist schwer, es ist schwer für mich, aber ich will Menschen nicht hassen!“

An Anthonys Grab bittet Philomena den Journalisten, ihre Geschichte zu veröffentlichen. Damit Menschen erfahren, was in diesem Kloster an Unrecht und Schuld geschehen ist.

Nikolaus:

In diesem Film, insbesondere in dieser Schlusszene, wird uns Wichtiges über „Vergebung“ und „Versöhnung“ vor Augen geführt:

Vergebung ist kein logisches oder berechenbares Handeln von Opfern an Täter\*Innen.

Vergebung ist auch als ein *einseitiges Geschenk* möglich:

Sie setzt Reue und die Bitte um Vergebung bei Täter\*Innen nicht notwendig voraus.

Das schuldhafte Handeln der Täter\*Innen wird durch Vergebung nicht verschleiert, beschönigt, geleugnet oder vergessen.

Vergebende verzichten allerdings auf Rache und Hassgefühle.

Vergebende lösen sich damit aus Fesseln des Unrechts, das an ihnen begangen wurde und sie durch Hassgefühle weiter binden würde.

Anders als Vergebung ist *Versöhnung* nicht einseitig möglich. Versöhnung ist ein *wechselseitiges Beziehungs-Geschehen*.

Versöhnung braucht Vergebungsbereitschaft der Opfer, aber Versöhnung braucht auch Einsicht, Reue und Umkehr der Täter\*Innen.

Im Akt der Versöhnung nehmen Täter und Opfer einander respektvoll wahr. Sie reduzieren einander nicht auf die Opfer und auf die Täter-Rolle.

Sie nehmen einander wahr als veränderungsbereite Menschen.

Eine gelingende und heilsame Beziehung kann wachsen.

Anne:

Philomena hat Schwester Hildegard vergeben.

Aber es gab *keine Versöhnung* zwischen Philomena und Hildegard. Zwischen den beiden erwuchs keine gelingende und heilsame Beziehung.

Und Schwester Hildegards Beziehung zu Gott scheint mir weder gelungen noch heilsam.

Philomenas Fähigkeit aber, auch einseitig Vergebung zu schenken, ermöglichte ihr gelingende und heilsame Beziehungen: zu sich selbst, zu Gott und zu vielen anderen Menschen.

*Vergeben und sich miteinander Versöhnen – darin liegt ein Geheimnis gelingender und heilsamer Beziehungen.*

Ich rede in diesem Zusammenhang bewusst von einem „Geheimnis“. Nicht um ein Nach-Denken und Nach-Fragen abzuwürgen, sondern weil ich davon überzeugt bin:

*Die Kraft zur Vergebung und zur Versöhnung lässt sich nicht allein wissenschaftlich analysieren und argumentativ erfassen, begreifen und begreifbar machen. Sie bleibt immer auch Geschenk und Gnade. Und darin eben auch ein Stück weit unverfügbares Geheimnis. Deshalb brauchen wir das Vertrauen „auf den Heiligen Geist, der in uns lebt und uns bewegt, einander zu vergeben“ (vgl. Credo von Kappel). Deshalb brauchen wir mit Lebensweisheit und Gotteserfahrungen gefüllte Geschichten, um uns diesem Geheimnis anzunähern.*

Hören wir jetzt auf eine solche Geschichte. Hören wir auf die alte biblische Versöhnungsgeschichte zwischen den verfeindeten Brüdern Esau und Jakob.

Nikolaus:

*Text und Kontext zur Bibelarbeit über 1 Mose 33,1–17: „Jakob und Esau versöhnen sich“*

Zunächst für die nicht ganz so Bibelkundigen, die Vorgeschichte unseres Bibelarbeit-Textes, sozusagen im Zeitraffer:

Die Zwillingbrüder Esau und Jakob ringen schon bei der Geburt um das „Zuerst-Geboren-Werden“ und damit um das Erstgeburtsrecht und den Erstgeburts-Segen. Esau gewinnt.

Jakob entwickelt sich zu einem klugen Muttersöhnchen. Esau liebt es, bei Wind und Wetter draußen zu jagen.

Als Esau eines Tages müde und hungrig von der Jagd zurückkehrt, überredet ihn Jakob dazu, ihm das Erstgeburtsrecht für einen Teller Linsensuppe zu verkaufen. Nun fehlt Jakob noch der Erstgeburtssegen.

Alt und blind geworden, will Isaak seinen erstgeborenen Sohn Esau segnen. Doch mit Hilfe seiner Mutter Rebecca vermag es Jakob, als Esau verkleidet, sich den Erstgeburtssegen zu erschleichen. Dieser Segen kann auch nach dem Offenbarwerden des Betruges nicht zurückgenommen werden. (vgl. dazu Claus Westermann, BK AT, Genesis 2. Teilband, Neukirchener Verlag 1981, S. 531f und S. 534ff)

Für Esau bleibt nur ein kleiner Segen übrig, der überdies die mit dem Erstgeburtssegen verbundene Herrschaft Jakobs über ihn bekräftigt.

Jakob muss fliehen, damit Esau ihn nicht vor Wut tötet. Er flieht den einstigen Weg Abrahams in entgegengesetzter Richtung zum Bruder seiner Mutter nach Haran. Er heiratet die beiden Töchter seines Onkels: Lea und Rahel. Mit seinen Frauen und mit deren Mägden zeugt Jakob 11 Söhne. Und er bringt es zu großem Besitz und Reichtum. Dann drängt es ihn, wieder heimzukehren in das Land, das Gott seinem Großvater Abraham und seinem Vater Isaak verheißen hatte.

Jakob ist klar, dass er ohne Versöhnung mit seinem Bruder Esau keine glückliche

Zukunft im Land der Verheißung haben kann. Auf dem Weg zurück in das Land Kanaan erfährt er, dass ihm Esau mit vierhundert bewaffneten Männern entgegenkommt. Aus Angst vor Rache schickt Jakob Esau ein fürstliches Versöhnungs-Geschenk: zweihundert Ziegen, zwanzig Böcke, zweihundert Mutterschafe, zwanzig Widder, dreißig säugende Kamele mit ihren Füllen, vierzig Kühe, zehn Stiere, zwanzig Eselinnen und zehn Esel.

In der Nacht vor der Begegnung der beiden Brüder wird Jakob beim Übergang über den Jabbok-Fluss von einem übernatürlichen Wesen überfallen. Er ringt die ganze Nacht mit diesem Wesen, das er später mit Gott identifiziert. Und Jakob erringt sich den Segen Gottes – diesmal ohne List und Tücke. Dabei erhält Jakob von Gott einen zusätzlichen Namen: „Israel“. So wird das Volk aus seinen Nachkommen später heißen – bis heute. Verwundet und gezeichnet, aber von Gott gesegnet, geht Jakob nun der Begegnung mit Esau entgegen.

Eugen Eckert:

Hören wir jetzt die Geschichte „Jakob und Esau versöhnen sich“ aus dem Buch der Genesis. (Ich lese die Verse 1–17 aus dem 33. Kapitel nach der Übersetzung der neuen Luther-Bibel):

- „1. Jakob hob seine Augen auf und sah seinen Bruder Esau kommen mit 400 Mann. Und Jakob verteilte seine Kinder auf Lea und Rahel und auf die beiden Mägde
2. und stellte die Mägde mit ihren Kindern vornean und Lea mit ihren Kindern dahinter und Rahel mit Josef zuletzt.
3. Und Jakob ging vor ihnen her, und neigte sich siebenmal zur Erde, bis er zu seinem Bruder kam.
4. Esau aber lief ihm entgegen und herzte ihn und fiel ihm um den Hals und küsste ihn, und sie weinten.
5. Und Esau hob seine Augen auf und sah die



*Frauen mit den Kindern und sprach: Wer sind diese bei dir? Jakob antwortete: Es sind die Kinder, die Gott deinem Knecht beschert hat.*

6. *Und die Mägde traten herzu mit ihren Kindern und neigten sich vor ihm.*
7. *Lea trat auch herzu mit ihren Kindern, und sie neigten sich vor ihm. Danach traten Josef und Rahel herzu, und sie neigten sich auch vor ihm.*
8. *Und Esau sprach: Was willst du mit dem ganzen Lager, auf das ich gestoßen bin? Jakob antwortete: Dass ich Gnade finde vor meinem Herrn.*
9. *Esau sprach: Ich habe genug, mein Bruder, behalte, was du hast.*
10. *Jakob antwortete: Ach nein! Hab ich Gnade gefunden vor dir, so nimm mein Geschenk von meiner Hand; denn ich sah dein Angesicht, als sähe ich Gottes Angesicht, und du hast mich freundlich angesehen.*
11. *Nimm doch meine Segensgabe an, die dir gebracht wurde; denn Gott hat sie mir beschert, und ich habe von allem genug. So nötigte er ihn, dass er sie nahm.*
12. *Und Esau sprach: Lass uns aufbrechen und fortziehen; ich will mit dir ziehen.*
13. *Jakob aber sprach zu ihm: Mein Herr weiß, dass ich zarte Kinder bei mir habe, dazu säugende Schafe und Kühe; wenn sie auch nur einen Tag übertrieben würden, würde mir die ganze Herde sterben.*
14. *Mein Herr ziehe vor seinem Knecht her. Ich will gemächlich hintennach treiben, wie das Vieh und die Kinder gehen können, bis ich komme zu meinem Herrn nach Seir.*
15. *Esau sprach: So will ich doch bei dir lassen etliche von meinen Leuten. Jakob antwortete: Ist das denn nötig? Lass mich nur Gnade vor meinem Herrn finden.*
16. *So zog Esau an jenem Tag wiederum seines Weges nach Seir.*

17. *Und Jakob zog nach Sukkot und baute sich ein Haus und machte seinem Vieh Hütten; daher heißt die Stätte Sukkot.“*

*Nikolaus:*

Soweit der Bibelarbeitstext. Mit einem etwas verblüffenden Ende: Wäre es nicht zu erwarten, dass Jakob nach der glücklichen Versöhnung mit seinem Bruder Esau zusammen nach Seir zieht? Ist das Ende dieser biblischen Versöhnungsgeschichte nun doch keine geheilte und gelingende Bruderbeziehung, sondern wieder eine Trennung?

Der Zusammenhang und die Nachgeschichte des Bibeltextes machen deutlich:

Die beiden versöhnten Brüder Jakob und Esau leben fortan nicht beieinander und miteinander als eine große Familie. Geheilte und gelingende Geschwister- und Freundschaftsbeziehungen können durchaus auch in räumlicher Trennung gelebt werden.

Ein weiterer Grund für die räumliche Trennung der beiden ist: Die Geschichte von Jakob und Esau erzählt nicht nur von individuellen Einzelschicksalen. Sie erzählt auch von den getrennten Wegen Israels und der Völker. Jakob steht für den Weg Israels. Deshalb gab Gott ihm ja am Jabbok den Beinamen „Israel“. Esau steht für den Weg der Völker. (vgl. Nico ter Linden, Es wird erzählt ... Von der Schöpfung bis zum Gelobten Land, Band 1, Gütersloher Verlags-haus 1998, S. 156ff)

Esau kehrt nach der Versöhnung mit seinem Bruder Jakob ins raue Bergland von Seir zurück. Das liegt außerhalb des Israel verheißenen Landes Kanaan. Jakob zieht weiter nach Sukkot. Später wird er weiter nach Sichem, nach Bethel, nach Bethlehem, nach Mamre und nach Hebron ziehen. Bei all dieser Herumzieherei aber bleibt Jakob im Land Kanaan. In dem Land, das Gott

seinem Volk Israel als Heimat zugedacht hat.

*Anne und Nikolaus:*

*Exegetische Anmerkungen und weiterführende Gedanken zum Bibeltext*

*Anne:*

Unser Bibeltext gehört zu den „Vätergeschichten“ des Alten Testaments. Wobei schon der nicht gerade ‚frauenbewegte‘ Alttestamentler Claus Westermann in seinem Genesiskommentar von 1981 feststellte: „Väter“ dürfen hier nicht in einem zu engen Sinn verstanden werden, „es sind mit ihnen Ahnen gemeint, Väter, Mütter und Kinder umfassend“ (C. Westermann, a.a.O., S. 32f).

Aber unabhängig davon, ob wir heute den Begriff „Vätergeschichten“ durch „Väter- und Müttergeschichten“ oder durch „Familiengeschichten“ ersetzen: Mir gefällt, was ich im Kommentar von Westermann zum Umgang mit biblischen Erzählungen gelesen habe. Er beklagt die Vorherrschaft einer „argumentativen Theologie“ gegenüber einer „erzählenden Theologie“ im Christentum und stellt fest:

Bei der Auslegung biblischer Erzählungen geht es im Entscheidenden nicht darum, „aus ihnen ein Ergebnis irgendwelcher Art zu gewinnen, weder ein historisches, noch ein literarisches oder religiöses“. Es geht vielmehr darum, „die Erzählungen so zum Leben zu erwecken, dass sie als solche in die Gegenwart zu sprechen und in die Zukunft zu wirken vermögen“ (C. Westermann, a.a.O., S.33, vgl. auch die Seiten 33ff).

*Nikolaus:*

Aber eine Vorherrschaft beklagen, heißt ja nicht, auf „argumentative Theologie“ zu verzichten. Wir brauchen Argumente und Kenntnisse der exegetischen und der systematischen Theologie, damit diese alten Geschichten Israels auch in unsere Gegenwart sprechen und in unsere Zukunft

wirken können. Wir können nicht so einfach Abraham, Isaak und Jakob als unsere „Ahnen und Väter“ vereinnahmen. Und wir können nicht so einfach mehr als drei Jahrtausende Zeitgeschichte ignorieren.

*Anne:*

Dann fange ich mal an mit meinen Argumenten: „Ich glaube Jesus seinen Gott“ – dieser Satz prägt mein christliches Theologieverständnis. Die Geschichten von Abraham, Isaak und Jakob sind aus Jesu Gottes-Glauben nicht wegzudenken. Nur deshalb geht es bei diesen alten Väter- und Müttergeschichten ja auch um Geschichten meines Glaubens.

Und drei Jahrtausende Zeitgeschichte will ich wahrlich nicht so einfach ignorieren, vor allem nicht im Blick auf die Veränderung von einer patriarchalen zu einer geschlechter-gerechten Gesellschaft.

Die Jakob-Esau-Geschichte erzählt von einer Zeit vor dem Sesshaft-Werden der israelitischen Stämme in Kanaan. Die Gesellschaftsform dieser Zeit war eine *vorpolitische, familiäre und patriarchale Gesellschaftsform*: Für den Schutz nach außen und für die Ordnung nach innen waren autarke Großfamilien auf sich selbst angewiesen.

„Autark“ meint hier: Diese Großfamilien gehörten keinem größeren politischen, wirtschaftlichen, kulturellen oder religiösen Verband an. Alle diese Funktionen waren in die Großfamilie integriert. Der „Vater“ beziehungsweise der „Patriarch“ war Herrscher, Richter und Priester über alle Familienangehörigen. Also über *seine* Frauen, *seine* Kinder, *seine* Mägde und Knechte. (vgl. dazu C. Westermann, a.a.O., S. 80f)

In unserem Bibeltext stößt mir das schon etwas negativ auf, als Jakob die Seinen für die Begegnung mit Esau aufstellt:

*„Und Jakob verteilte seine Kinder auf Lea und Rahel und auf die beiden Mägde und stellte die Mägde mit ihren Kindern voran und Lea mit*

*ihren Kindern dahinter und Rahel mit Josef zuletzt.“*

Eine Aufstellung, die allein Jakobs Gefühlen geschuldet ist.

„Rahel mit Josef zuletzt“ – die beiden, die Jakob am meisten liebt, an letzter und, wie er wohl hofft, an sicherster Stelle.

Ich will nicht ausschließen, dass es auch in dieser patriarchalen Struktur gelingende und beglückende Beziehungen zwischen Männern und Frauen oder zwischen Frauen und Gott gab.

Aber ich kann es mir für mich nicht vorstellen.

Und ich bin dankbar und froh, dass sich die Vaterrolle in unseren Familienstrukturen und in unserer Kirche grundlegend gewandelt hat.

*Nikolaus:*

In der Regel bin ich darüber auch froh und dankbar. Obwohl manchmal ...

Ich möchte noch einmal auf die Bedeutung von alten biblischen Erzählungen zurückkommen. Diese Geschichten sind abzugrenzen von „historischen Geschichtsberichten“ auf der einen und von frei erfundenen „fiktiven Geschichten“ auf der anderen Seite.

*Es sind Geschichten, die Menschen auf das Geheimnis gelingender und heilsamer Beziehungen verweisen – untereinander und mit Gott:*

Sie werden erzählt, „weil“ etwas mit Gott und Menschen „geschah und erfahren wurde“. Und sie werden erzählt, „damit“ diese Gottes- und Menschenerfahrungen „in die Erfahrung anderer eingehen“ und „in der Erfahrung anderer weitergehen.“ So beschreibt Claus Westermann den Grund und das Ziel dieser alten biblischen Geschichten. (vgl. C. Westermann, a.a.O., S. 34)

Die Frage, ob das erzählte Geschehen historisch oder nicht historisch sei, wird dabei dem Wirklichkeitsverständnis dieser Erzählungen nicht gerecht. Auch wir stellen

diese Frage nicht im Blick auf die Versöhnungsgeschichte von Esau und Jakob.

Wir fragen vielmehr:

*Was aus dieser Geschichte kann und soll in unsere Erfahrung eingehen und in unseren Erfahrungen weitergehen?*

Für uns gewichtige Antworten auf diese Frage haben wir in der jüdischen Auslegung der Geschichte gefunden (vgl. Die Tora in jüdischer Auslegung, Band 1, Genesis, HG von W. Gunther Plaut, Gütersloher Verlagshaus 1999, S. 292 – 301). Dort wird erläutert:

Als Jakob den Jabbok durchquert, um Esau zu begegnen, steht er gleichsam an einer ‚Wasserscheide seines Lebens‘. Alles, was ihm widerfahren ist, seitdem er das Erstgeburtsrecht und den Erstgeburtssegen auf listige und betrügerische Weise erworben hatte, trägt die Spuren von Schuld und Feindschaft gegenüber seinem Bruder Esau. Jetzt will er sich davon lösen und sucht nach Versöhnung.

Eine Versöhnung mit Esau aber setzt voraus, dass Jakob ein anderer Mensch wird – in christlicher Terminologie würden wir sagen: dass Jakob Buße tut. Listige Klugheit und stolze Arroganz muss Jakob überwinden, um Gnade und Vergebung von einem Menschen zu erfahren, an dem er schuldig geworden ist.

Ein anderer Mensch wird Jakob durch seine Gottesbegegnung am Jabbok. Weil er sich dieser Begegnung stellt. Weil er mit Gott ringt und kämpft. Weil er sich Gottes Segen erringt. Die Veränderung Jakobs zeigt sich auch körperlich: Jakob wird in seinem Kampf mit Gott an der Hüfte verletzt.

*„Der zuvor selbstsichere und erfolgreiche Jakob ist nun in seinem Auftreten eingeschränkt. Er wird nicht mehr länger mit stolzen, zielgerichteten Schritten einhergehen, sondern er wird seinen Bruder hinkend begrüßen.“ (a.a.O., S.295)*

Esaus Vortrupp von 400 bewaffneten Männern legt die Vermutung nahe, dass er nicht von Anfang an in versöhnungsbereiter Gesinnung und friedlicher Absicht kam. Esau erwartete wohl, auf den alten listigen und arroganten Jakob zu treffen.

Vergebung und Versöhnung können geschehen, weil Jakob seinem Bruder als ein anderer Mensch begegnet.

Als ein Mensch, der von Reue und nicht von Überheblichkeit geprägt ist.

Als ein Mensch, der sich selbst erniedrigen und mit Worten und Gesten um Vergebung bitten kann. (vgl. a.a.O., S. 297)

Anne:

Was also kann und soll aus dieser alten biblischen Versöhnungsgeschichte in unsere Erfahrung eingehen und in unseren Erfahrungen weitergehen?

Ich denke zunächst die grundsätzliche Erfahrung:

*Unsere Menschenbeziehungen stehen in einem unlösbaren Zusammenhang mit unserer Gottesbeziehung.*

Konkret auf den Bibeltext bezogen sind das die Erfahrungen:

*In einer und durch eine Begegnung mit Gott werden Menschen verändert: Sie gewinnen verändernde Einsichten auch in eigene Unvollkommenheit, Fehler und Schuldverstrickung.*

*In einer und durch eine Begegnung mit Gott erstirbt Menschen ihre Arroganz und erwächst ihnen Demut:*

*Menschen werden dazu bewegt, um Vergebung zu bitten und Schritte zur Versöhnung zu wagen.*

Und diese Begegnungen mit Gott müssen auf Seiten des Menschen nicht durch ehrfurchtsvolle Ergebenheit und unterwürfige Gebetsformeln geprägt sein.

*Mich verändernde Gottes-Begegnungen können durchaus in einem Ringen und Kämpfen mit Gott bestehen!*

Gottes Segen setzt kein demütiges „Ja und

Amen“ zu allem, was geschieht, voraus. Ein Festhalten Gottes aber schon: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“

Das sind für mein gegenwärtiges und zukünftiges Gottvertrauen geradezu lebensnotwendige Erfahrungen der alten Jakob- und Esau-Geschichte. Gerade weil so vieles in uns und um uns herum der christlichen Botschaft von Gottes Versöhnung mit der Welt zu widersprechen scheint.

*Bibelarbeit Teil 2:*

*Vergeben und sich miteinander versöhnen – das verweist uns auf das Geheimnis einer gelingenden Beziehung zu Gott.*

*Anne und Nikolaus:*

*Fragen und Gedanken zur christlichen Botschaft von der Versöhnung*

*Nikolaus:*

Aus unserem Bibeltext den Kern der christlichen Versöhnungsbotschaft herauszulesen oder zu entwickeln, wäre eine Vergewaltigung des Textes. Aber diese Botschaft in einer christlichen Bibelarbeit über „Vergebung und Versöhnung“ gar nicht anzusprechen, das erscheint mir als eine unzulässige Beschneidung unseres Glaubens.

Anne, dein abschließender Satz im ersten Teil der Bibelarbeit hat diese Tür zur Versöhnungsbotschaft des Neuen Testaments fast beiläufig aufgestoßen. Du hast gesagt:

*„Gerade weil so vieles in uns und um uns herum der christlichen Botschaft von Gottes Versöhnung mit der Welt zu widersprechen scheint“ – brauchst du die Erfahrung aus der alten Jakob-Esau-Geschichte.*

Ich nehme deinen Satz noch einmal auf mit einem expliziten Blick auf die christliche Versöhnungsbotschaft:

*„Gerade weil so vieles in uns und um uns herum der christlichen Botschaft von Gottes Versöhnung mit der Welt zu widersprechen scheint“ – brauchen wir neben den Gotteserfahrungen der biblischen Vätergeschichten auch die theo-*

logischen Impulse der paulinischen Versöhnungsbotschaft.

Diese Impulse hat Paulus in seinem zweiten Korintherbrief so auf den Punkt gebracht:

Bei Jesu Sterben am Kreuz war Gott „in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.

*So sind wir nun Botschafter an Christi statt,  
denn Gott ermahnt durch uns;  
so bitten wir nun an Christi statt:  
Lasst euch versöhnen mit Gott!“*  
(2 Korinther 5,19f)

Anne:

Aber der christliche Impuls, dass Gott sich im Kreuzestod Jesu mit der Welt und mit uns versöhnt hat, wirft bei „normalen Menschen“ doch mehr Fragen auf, als dass er unsere alltägliche Vergebungs- und Versöhnungsbereitschaft stärkt.

*Wie und warum kann ausgerechnet der Kreuzestod Christi das gültige Zeichen von Gottes Versöhnung mit uns Menschen sein?*

Und:

Wo und wie kann ich den Gott, der die Welt mit sich versöhnt hat, erkennen und bezeugen

- wenn so viele Menschen in Syrien zu Tode gebombt werden?
- wenn so viele Kinder in Afrika verhungern?
- wenn so viele Flüchtlinge im Mittelmeer ertrinken?
- wenn die Erde bebt oder Flutwellen den Ärmsten der Armen alles nehmen, was sie zum Leben brauchen?

Das Leiden und Sterben Christi als *Versöhnungshandeln Gottes* zu verstehen und zu bekennen, das war und das ist schon eine Herausforderung für menschliches Denken und Fühlen.

Vor allem in einer Welt, die uns eher Bil-

der eines abwesenden, machtlosen oder zornigen Gottes vermittelt als das Bild eines liebenden, versöhnten und versöhnenden Gottes!

Nikolaus:

Ja, das war und das bleibt eine „Torheit“ und ein „Ärgernis“ für unser menschliches Empfinden und Verstehen.

Darauf differenzierter einzugehen, bräuchte es eine gesonderte Bibelarbeit über die christliche Versöhnungsbotschaft.

Aber einen Gedanken dieser Botschaft will ich hier stark machen. Weil er mir unverzichtbar erscheint für eine gelingende und heilsame Gottesbeziehung:

Gott fordert keine Leid- und Todeserfahrungen von Menschen als Bedingung für seine Versöhnung mit der Welt und mit uns. Vielmehr gilt: Gott selbst nimmt Leiden und Sterben auf sich.

*Gott war in Christus und Gott ist bei uns – auch im Leiden und im Sterben!*

*Dass dieser leidende und auf seine Macht verzichtende „Gott in Christus“ das gültige Zeichen für Gottes Versöhnung mit uns ist, das geht logisch nicht auf. Du, Anne, hast ja selbst von „Geheimnis“ gesprochen und gesagt:*

Die Kraft zur Vergebung und zur Versöhnung lässt sich nicht allein wissenschaftlich analysieren und argumentativ erfassen, begreifen und begreifbar machen. Sie *bleibt immer auch Geschenk und Gnade und darin eben auch ein Stück weit unverfügbares Geheimnis.*

Geschenk und Gnade, unverfügbares Geheimnis und zugleich Kraftquelle für mein vergebendes oder sogar versöhnendes Handeln in meinen Menschenbeziehungen, das sehe ich in dieser Botschaft des Paulus: *„Bei Jesu Sterben am Kreuz war Gott in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.“*

Ich denke, auch Philomena war von dieser Botschaft geprägt und bewegt. Sie wusste sich versöhnt mit Gott und konnte kraft dieser Versöhnung Schwester Hildegard vergeben.

Anne:

*Vergeben und sich miteinander versöhnen – das sind Früchte eines Liebe-vollen Sehens und Gesehen-Werdens.*

Ich will zum Abschluss unseres Nachdenkens über Vergebung und Versöhnung noch einmal das Versöhnungsgespräch von Jakob und Esau aufnehmen: Esau spricht Jakob auf die riesige Viehherde an, die dieser ihm als Versöhnungsgeschenk entgegen geschickt hatte. Er sagt ihm:

„Ich habe genug, mein Bruder, behalte, was du hast.

Jakob antwortete: Ach nein!

*Hab ich Gnade gefunden vor dir, so nimm mein Geschenk von meiner Hand; denn ich sah dein Angesicht, als sähe ich Gottes Angesicht, und du hast mich freundlich angesehen.“ (Genesis 33,9f)*

Die angstvolle Spannung, mit der Jakob seinem Bruder entgegen gegangen war, hatte sich gelöst.

Auf die unterwürfigen Gesten seines Bruders hatte Esau mit Herzlichkeit, mit Küssen und liebevoller Umarmung geantwortet. Und beide hatten miteinander geweint.

Jetzt hebt Jakob das Versöhnungshandeln Esaus auf die Ebene Gottes. Er „theo-logisiert“, also vergöttlicht gleichsam Esau Gnade und Esaus Angesicht.

Gottes Angesicht im Angesicht unseres Bruders und unserer Schwester zu erkennen, das klingt nach einer Vorwegnahme jesuanischer Theologie durch Jakob!

Und Gottes Angesicht mit Gnade, Versöhnung und einem Liebe-vollen Blick auf schuldbeladene Menschen zu verbinden –

das klingt sogar nach einer Vorwegnahme lutherischer Theologie durch Jakob!

Wie beglückend, dass heilsame theologische Erfahrungen und Gewissheiten die Grenzen von Konfessionen und Religionen sprengen.

Liebe-volles Sehen und Gesehen-Werden sind Kraftquellen für Versöhnungswege in unserer kleinen privaten wie auch in der großen politischen Welt.

Gottes Geist bewege uns, diese Kraftquellen wahrzunehmen und aufzunehmen:

Dass wir – wie Philomena und wie Esau – dem Hass entsagen in unserem Blick auf Menschen, die an uns schuldig geworden sind. Selbst wenn unser Bauchgefühl nach Rache schreit und unser Verstand uns den „Tritt in die Hoden des Feindes“ nahelegt.

Dass wir befreit von den Fesseln des Unrechts vergebungsfähig und versöhnungsbereit mit anderen zusammenleben. (Nikolaus) und Musik zum Ausklang (HABAKUK)

Nikolaus:

So seid gesegnet mit Worten, die uns Hanns Dieter Hüsch, der theologische Poet vom Niederrhein, mit auf unsere Versöhnungswege gegeben hat:

*„Im übrigen meine ich*

*Dass Gott uns alle schützen möge  
Auf unserem langen Weg zur Versöhnung  
Mit allen Menschen und allen Völkern ...  
Er möge uns behüten vor aller Besserwisserei*

*Und uns beflügeln  
Freiheit und Fantasie  
Zu nutzen*

*Um Feinde in Freunde zu verwandeln ...*

*Er schenke uns von seiner Vielfalt  
ein Stückchen Großmut  
Und führe uns nicht in Haarspaltereien  
Gedankenenge  
Und Geistesnot ...  
Er sei mit uns*



Wenn wir unter den Verlierern sind  
Und gebe uns Kraft zur Demut  
Die Kraft am Ende aufzustehen für einen  
neuen Anfang ...  
Darum bitten wir Gott um seinen Trost  
Um seine Hilfe  
Um seinen Verstand und um seine Gnade  
Und um seinen Willen  
Dass alle sich mit allen versöhnen  
Dass der Hass die Welt verlasse  
Und die Liebe in allen Menschen wohne  
Um uns von Gottes Zukunft zu erzählen.“  
(Michael Blum und H. D. Hüsch, Das kleine  
Buch zum Segen, tvd-Verlag Düsseldorf  
1998, S. 26f)

\* Dialogbibelarbeit am Freitag, 26.5.2017,  
09.30–10.30 h, Bühne auf dem Gendarmen-  
markt, Berlin

Nikolaus Schneider wird in diesem Jahr seinen 70. Geburtstag feiern. Er stammt aus Duisburg und war am Niederrhein als Gemeindepfarrer, Diakoniepfarrer und Superintendent tätig. Später wurde er als Vizepräsident und Präsident in die Kirchenleitung der Evangelischen Kirche im Rheinland gewählt. Während dieser Zeit wurde er Mitglied des Rates der EKD und später Vorsitzender des Rates. Neben der Freude an der Predigt und der Auseinandersetzung mit biblischen Texten durchzogen die Themen Soziale Gerechtigkeit und Frieden, die Herausforderun-

gen der Ökumene sowie die des christlich-jüdischen Dialoges wie ein roter Faden die Zeit seines Dienstes.

Anne Schneider ist unwesentlich jünger, stammt aus Salzgitter und begann mit dem Wintersemester

1967/68 ihr Theologiestudium an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal. Dort traf sie auf Nikolaus Schneider, wechselte um seinen Willen von der Braunschweigischen in die Rheinische Landeskirche, heiratete 1970 und musste dann erschrocken feststellen: Die Rheinische Kirche verlangte von Pfarrerinnen den Zölibat – übrigens bis 1975. Statt Pfarrerin wurde sie so Realschullehrerin für Evangelische Religionslehre und Mathematik, eine Entscheidung, die sie aus vielerlei Gründen nicht bereut hat.

Anne und Nikolaus Schneider haben 3 Töchter und 5 Enkelkinder, genießen zur Zeit den aktiven Ruhestand in Berlin und planen für den Sommer 2020 einen Rückzug ins Ruhrgebiet.



**Anne Schneider und Nikolaus Schneider**

## Die andere Reformation: Erasmus von Rotterdam

Von Ullrich Hahn

Wer dieser Tage durch Buchhandlungen schlendert, findet viel Luther, aber keinen Erasmus. Der ältere Zeitgenosse Luthers ist vergessen – von

den Protestanten, weil er katholisch blieb, von den Katholiken, weil er reformatorische Anliegen in der noch ungeteilten Kirche vertrat, die aber dann nach dem Auftreten Luthers als kirchenspaltend galten und nicht mehr diskutabel waren.

Der große Humanist Erasmus kritisierte lange vor Luthers Thesen den Ablass und darüber hinaus alle nicht von der



inneren Einstellung und dem Evangelium getragenen Riten und Formen. Dazu gehörten für ihn die Wallfahrten, Heiligen- u. Reliquienverehrung, Ordensgelübde, Fasten usw. bis hin zur Kritik an einem Papsttum, welches sich in äußerer Macht und Reichtum vom Vorbild Jesu weit entfernt hatte (so seine Satire: „Papst Julius vor der Himmelstür“).

Im Unterschied zu Luther ging es ihm nicht um die Abschaffung sinnentleerter Formen, sondern um ihre geistige Erneuerung und die Freiwilligkeit im Tun: die Priesterehe sollte erlaubt, der freiwillige Zölibat aber möglich bleiben; Mönche und Nonnen sollten die Klöster verlassen dürfen, aber nicht müssen. Im Zentrum christlichen Lebens sollte die Bergpredigt Jesu stehen und damit die Liebe zu allen Menschen, nicht aber ein Dogmengebäude, welches die Menschen zum Glauben zwingt und Ketzer zum Scheiterhaufen verurteilt.

Ein Glauben-Müssen war für Erasmus nicht mit dem Geist Jesu vereinbar, wohl aber Toleranz für anders Denkende, auch der Respekt vor den Indianern der Neuen Welt ebenso wie vor den verfolgten Ketzern in der Alten Welt (die Täufer wurden noch zu seinen Lebzeiten sowohl von der katholischen als auch den neuen evangelischen Obrigkeiten zum Tod verurteilt).

Erasmus trat leidenschaftlich für den Frieden ein („Klage des Friedens“, 1517), ebenso für ein Europa, welches durch die gemeinsamen „Muttersprachen“ Latein und Griechisch sowie den gemeinsamen Glauben verbunden sein sollte. Es wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, nationale Gegensätze hervorzuheben, wie es Luther mit seiner Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation“ unternahm.

Schließlich schuf Erasmus durch die erste textkritische Ausgabe des Neuen Testaments 1516 die Grundlage für alle nachfolgenden Übersetzungen in die Volkssprachen, darunter Luthers Übersetzung in die deutsche Sprache.

Sein Wirken für die Einheit der Kirche aus einem erneuerten Geist in Verbindung mit einem weltoffenen Humanismus, geprägt durch Aufklärung, Toleranz und politischen Frieden, wäre es wert, als die für unsere Zeit gemäße Reformation neu entdeckt und gefeiert zu werden.

Eine sprachlich bis heute unübertroffene Biografie zum erst Anfang des 20. Jahrhunderts wieder entdeckten Erasmus stammt von Stefan Zweig aus dem Jahr 1935: „Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam“.

*Ulrich Hahn, geb. 2.3.1950, ist seit 1978 Rechtsanwalt in Villingen, Präsident des Deutschen Zweigs im Internationalen Versöhnungsbund (www.versoehnungsbund.de) und hat in seinem Kirchenbezirk mitgearbeitet.*

*Seine Kinder heißen Oskar, Albert, Hildegard und Clara.*



**Ulrich Hahn**

# Die Reformation radikalisieren I

*Befreiung zur Gerechtigkeit. Zum Buch von  
Ulrich Duchrow & Carsten Jochum-Bortfeld*

*Von Friedrich-Wilhelm Bargheer*

**W**ir sind im Jahr des Gedenkens an den Reformations-Start vor 500 Jahren mit den 95 Thesen. Mit Gedenkfeiern wird es nicht getan sein. Was aber ist zu tun, damit das Gedenken nicht folgenlos oder peinliche religiöse „Folklore“ (Veerkamp 208f.) wird? – Antwort: Der unvollendeten Reformation von 1517 das, was fehlt, hinzufügen. Daran wird seit (mindestens) einem Jahrzehnt („Luther-Dekade“) auf manchen „Baustellen“ gearbeitet. Bei allem Luther-Hype gibt es natürlich auch skeptische Stimmen. Zum Beispiel, dass seitens „der Theologie“ (wer auch immer das sei) das Potential nicht richtig genutzt werde, das mit dem Jahrhundert-Gedenken gegeben ist. – Doch das kann man so nicht stehen lassen; denn es gibt ja die Publikations-Reihe „Die Reformation radikalisieren“. Das ist ein theologisches Programm.

Die Listen der Autor(inn)en und der Unterstützer(innen) (Bd. I, 67f.) lesen sich wie ein Who-is-who“ der Befreiungstheologie und von Theolog(inn)en, welche die „orthodoxe“ Historisch-Kritische Methode (HKM) der main-stream-Bibel-Hermeneutik radikalisieren durch sozialgeschichtliche Akzentuierungen. – Leonardo Boff zählt zum Team, Fernando Enns und Silfredo Dalferth, Axel Noack und Renate Wind; Ulrich Duchrow sowieso und von den Exeget(in-n)en u.a. Klara Butting, die Crüsemanns, Brigitte Kahl, Luise Schottroff u.a.m.

Die Komposition des Start-Bandes ist

zweiteilig. Teil 1 bilden 94 (! – ein Gag?) Thesen mit einer Überschrift, unter der die gesamte zweisprachige (deutsch/englische) Publikations-Reihe steht: „Die Reformation radikalisieren“. Die Fortsetzung dieses Titels: „provoziert von Bibel und Krise“ verrät die Systematik des Programms. Nämlich: Die gegenwärtigen welt- und religionspolitisch krisenförmigen Prozesse und Situationen sind der Kontext bzw. der von der Zeitansage vorgegebene Text, der zum kritisch-produktiven Neu-Verstehen der für die historische Reformation zentralen biblischen Texte aufruft, und beides zusammen bildet den Stoff, aus dem die fehlende Hälfte der Reformation von vor 500 Jahren gewebt werden könnte. – Teil II mit seinen sechs Beiträgen (110-269) ist dem exegetisch-hermeneutischen update der Auslegung biblischer Basis-Texte von Luthers theologischer Arbeit gewidmet – im Fokus: Galater- und Römerbrief.

Wer „Reformation radikal“ und: „Jetzt erst ‚recht‘“ so anstoßen möchte, dass dies anschlussfähig wird für die sozialen, politischen und religiösen Bewegungen der Gegenwart, behält tunlichst im Hinterkopf: „Revolution“ und „Sozialismus“ sind in den reformatorischen Stammlanden (nicht nur, aber eben doch gerade da), durch 40 Jahre ideologischen Mißbrauch verderbte Reizworte. Was die wesentlichen Gehalte von Tora und Evangelium angeht (Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Frieden, Befreiung und Erlösung) – da gibt es diesen unerledigten sozial-politischen „Rest“ – wenn es nur ein Rest wäre ...; heute „geht es um eine trans-moderne Wirtschaft, die auf Gottes Gaben, den Gemeingütern, aufbaut und Produktion

und Verteilung aller Güter und Dienstleistungen für die Grundversorgung öffentlich demokratisch und ökologisch steuert“ (29). – Ja freilich – das wäre system-verändernd, heißt aber, politically correct, besser nicht so. Wie damit umgehen? Unsere Autor(inn)en erinnern daran, dass in die Anfangszeit der lutherischen Reformation die Auswüchse des Florentiner Medici-Kapitalismus, die Fuggerei und die Ausbeutung der von den habsburgisch-spanischen reios católicos geplünderten Länder Mittel- und Südamerikas fallen. Um solche Erinnerungs-Arbeit kümmert sich (im zweiten Teil) Lauri Emilio Wirth (214ff.); da geht es um die Zeitgenossenschaft von Luther und Bartolomeo de las Casas im Horizont der schrecklichen, von der conquista und hl. Inquisition nach 1492 verursachten, Schicksale der indigenen Völker auf dem amerikanischen Subkontinent und um die Brandmarkung dieser Untaten als schreiendes Unrecht durch las Casas. Die Perspektive auf die finsternen Seiten der Christentums-Geschichte eröffnet der engagierte, mindestens originelle, Beitrag von Ton Veerkamp (197ff.) mit einer Rückblende auf den Kampf der jungen Kirche gegen die Häresie des Marcion sowie auf christlich-kirchliche Abirrungen im weiteren Verlauf. Carsten Hinkelammert focussiert die Konstantinische Wende – sie bedeute so viel wie den frühkirchlichen Super-GAU, den Abfall von den urchristlichen Verhältnissen (nebenbei: den dokumentiert exemplarisch der „Einzelfall“ Apostelgeschichte 5 mit dem dramatischen Lehrstück von Ananias und Saphira). – Nach einer zu trauriger Berühmtheit gelangten neuzeitlich-aufgeklärte Häresie des 18. Jahrhunderts. Es reguliert aus dem Off der Zeiten eine dubiose „unsichtbare Hand“ (Adam Smith: Der Wohl-

stand der Nationen, 1776) wie ein deus ex tenebris den Markt des total marktförmig gemachten Lebens – mit verheerenden Folgen: „Damit wird dem Kapital die absolute Macht gegeben gegenüber einer völlig entmachteten Bevölkerung. Demokratie ist nur noch die Verpackung eines immer totalitärer werdenden Systems, in dessen Zentrum der totale Markt wirkt“ (188). – Cynthia D. Moe-Lobeda setzt den Akzent beim Aufruf, die Ausblendung des für Herrschafts-Willkür „gefährlichen“ Luther in der zur Herrschaftskritik wenig geneigten lutherischen Tradition aufzugeben (239ff.). Im zweiten Teil finden sich ferner die Beiträge, in denen die biblischen Haupt-Impulse der Reformation neu beleuchtet werden: Statt die Tora der hebräischen Bibel einseitig und mit unterschwellig negativem Nebensinn als „Gesetz“ – in Entgegensetzung zum Evangelium – wahrzunehmen, wird hier dazu aufgefordert, der guten „Weisung“ (Buber) das Potential von Evangelium zuzugestehen (so daß die 10 „Gebote“ sachgerecht wahrgenommen werden können als Dekalog von Freiheiten – „ICH bin da; du brauchst nicht ...“ – eine Wegleitung für das „Gute Leben“. – Wer hätte schon geahnt, dass Paulus mit „Gesetz“ und gesetzeskonformem Handeln (den „Werken“) gar nicht die „Weisung“/Tora kritisiert, sondern das imperium romanum und sein Rechts-System? – Dann wäre die leidige Polemik gegen jüdisch-alttestamentliche „Gesetzlichkeit“ also obsolet, als dummes Missverständnis und als Ausgeburt frühen Antijudaismus enttarnt ... – Ich lese die leitenden Gedanken und Intentionen der Beiträge von Brigitte Kahl (78ff.), Marlene Crusemann (110ff.), Carsten Jochum-Bortfeld (128ff.) und Franz Hinkelammert (147ff.) perspektivisch zusammen; und dann sieht eine mögliche

Konsequenz des Reformationsgedenkens so aus: Die kirchlichen Gestalter des Jubiläums – VELKD, Lutherischer Weltbund oder die Reformations-Beauftragte fassen sich ein Herz und räumen öffentlich ein: Die berühmte Augenbinde gehört in Wirklichkeit gar nicht als Accessoire zu Mutter „Synagoge“, sondern eher zu Tochter „Ecclesia“. Deswegen muss man nicht die welt-erbe-verdächtigen Skulpturen im Naumburger Dom umschaffen. Sondern in einem Akt von Einsicht und Buße wird die globale jüdische Gemeinde um Vergebung gebeten – nicht nur, aber auch, für die horrenden Ausfälligkeiten des Reformators – dass der „Kind seiner Zeit“ war, ist trivial und entschuldigt nichts. – Beschämend wäre es auch, wenn einer der tragenden Pfeiler biblisch-reformatorischer Botschaft, Röm 3,28-31, tatsächlich erst jetzt, rund zweitausend Jahre nach Paulus und ein halbes Jahrtausend nach Luthers Thesen, im rechten Licht zu lesen und zu deuten wäre, obwohl wir die Segnungen der aufgeklärten HKM doch nun auch schon ein paar Jahrhunderte haben ... – Christus ist „des Gesetzes Ende“ – richtig; jetzt aber neu gelesen und verstanden und nachvollziehbar so ausgelegt: Die lex romana ist seit Tod und Auferstehung Jesu am Ende mit ihrem Latein.

„Reformation radikalisieren“ heißt also – jedenfalls u.a. auch: Irrtümer korrigieren, Neues denken und anstiften. In die Richtung hat schon der Konziliare Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Schöpfungsbewahrung seit Vancouver 1983 gezielt ... – Nun kommt „Rückenwind“ vom Reformations-Gedenken.

Ulrich Duchrow, Carsten Jochum-Bortfeld (Hg./Eds.): */Liberation towards Justice (Die Reformation radikalisieren/Radicalizing Refor-*

*mation Bd./Vol. 1), 261 S., LIT Verlag Berlin 2015*

*Friedrich Wilhelm Bargheer: 1938 in Bielefeld geboren, aufgewachsen in Herford, seit 1959 Studium der Germanistik, evangelischen Theologie, Pädagogik, Soziologie; Vikariatszeiten in Wetter/Ruhr, Lissabon/Portugal und Dortmund;*

*1965 bis 1975 wiss. Mitarbeiter am Comenius-Institut/Münster, Ordination, 1970 bis 1974 Wiss. Assistent für Ev. Religionspädagogik, Universität Münster, Promotion bei Prof. Dr. Helmuth Kittel (Dissertation „Gebet und Beten lernen“) 1972; Mitarbeit beim Fernstudium für ev. Religionslehrer, in bildungspolitischen Ausschüssen der EKD und bei Projekten des Comenius-Institut {Kindergottesdienst, Kindergarten}; 1974 bis 2004 FH-Lehrer und Prof. für Prakt. Theologie mit Schwerpunkt kirchliche Bildungsarbeit, Ev. FH Rheinland-Westfalen-Lippe, Düsseldorf und Bochum; in Düsseldorf langjähriges Wirken in der Gemeindearbeit und Friedensbewegung in Bochum bei Projekten des Kirchentags.*

*Veröffentlichungen in letzter Zeit: Was Menschen-Leben hält und trägt –Kirchliche Gemeindepraxis im Licht von Robert Kegan's Konzept der Haltenden Kultur 1997; Die Lip-pische Landeskirche und die Juden 2006; Befreiung – Orientierung – Gemeinschaft – Elementare Theologie für Helfende Berufe. Seit 1968 verheiratet mit Barbara Siecke. Zwei Söhne: Claudio (\*1970) und Matias (\*1972)*



**Friedrich-Wilhelm Bargheer**



# Die Reformation radikalisieren II

*Befreiung vom Mammon. Zum Buch von Ulrich Duchrow & Hans G. Ulrich*

*Von Friedrich-Wilhelm Bargheer*

Dieser Band behandelt den Programmpunkt „Befreiung vom Mammon“, nachdem Band 1 – nach den 94 Thesen – sein thematisches Zentrum bei „Befreiung zur Gerechtigkeit“ legte. Ab Band/Vol. 3 stehen folgende Inhalte im Mittelpunkt:

- 3: Politik und Ökonomie der Befreiung
- 4: Befreiung von Gewalt zum Leben in Frieden
- 5: Kirche – befreit zu Widerstand und Transformation

Die Publikations-Reihe hebt also darauf ab, dass Konziliarer Prozess und Theologie der Befreiung konvergieren. Was ist nun aber mit dem Leit-Thema von Band 2 „Befreiung vom Mammon“?

Zunächst werden (24ff.) die programmatischen 94 Thesen wiederholt. Sie klammern quasi alle Themen und Beiträge – auch der Folgebände – ein. Band II stellt die Auseinandersetzung mit der globalen Diktatur des Industrie-Kapitalismus in den Mittelpunkt. Dieser hält die Menschheit von heute in ultimativer „Babylonischer Gefangenschaft“ – aus ihr frei zu kommen, ist so gut wie unmöglich. Die Großerzählungen von Gefangenschaft und Knechtschaft des Gottesvolkes sind das biblische Paradigma dafür. „Ur-kunde“ der Befreiungsbotschaft bietet die für Israel zum „heilsgeschichtlichen Credo“ (von Rad) gewordene Erinnerung an den Ägypten-Exodus: „When Israel was in Egypt's Land – Let my people go ...“. – Frank Crüsemann sieht Exodus „als prägende Gotteserfahrung bei-

der Testamente (116). Im Neuen Testament steht dabei im Hintergrund die Kritik am imperium romanum; da gilt: „Wir leben in einer weltweiten Sklaverei, und die offizielle Ideologie, z.B. die pax romana (sc. des imperators Augustus; FWB.), ist eine Lüge“ (Luise Schottroff. 83). Ferner gilt „die zentrale Behauptung des Paulus ...: Die Sünde herrscht über alle Menschen wie über Sklaven“ (82). Hinzu kommt drittens: „Israels Exodus im Neuen Testament“ (Frank Crüsemann, 109) – also die Befreiung des Gottesvolkes ein-für-alles-Mal – wirkt der Auferstandene, der Christus.

Das ist der biblische Kontext und feste Boden, dem „die politische Praxis aufgrund der fremden Gerechtigkeit des Kreuzes“ (Daniel C. Beros, 190) ihre Kraft verdankt. – Kraft zur aktiven Auseinandersetzung mit der Gefangenschaft in Abhängigkeit von Kapital und ungerechten Eigentumsverhältnissen – eine Auseinandersetzung in den befreiungs-theologisch entwickelten drei Schritten Sehen-Urteilen-Handeln/befreiende Praxis).

Befreiung wäre aber missverstanden, würde sie nur individualistisch oder als privates Privileg aufgefaßt. Der Neigung des Individuums zu Privatisierung und Privilegiensicherung hatte schon der Reformator widersprochen (Ulrich Duchrow, 149; siehe auch Rainer Kessler 119ff. ). Trotzdem ist es im Protestantismus „zum individualistischen Sündenfall“ gekommen (Duchrow 175). Richtig. Aber auch hier hilft Differenzierung. Zum Beispiel das Wort Jes 43,1b begleitet ungezählte Menschen, die es sich „zueigen“ gemacht haben, als lebensbedeutsam wichtiges Trostwort („Fürchte dich nicht! – Ich habe dich befreit“ – Luther-Übersetzung: „erlöst“). Durch die HKM-Brille gelesen, gilt



das Wort aber „eigentlich“ bzw. zunächst einmal dem Gottes-Volk im Exil; es ist sozial gedacht – den Hintergrund bildet der „neue Exodus“ – diesmal das Freikommen der Gefangenen-Community aus dem Ghetto „an den Flüssen Babylons“. – Wer wollte aber einem frommen Individuum von heute ausreden, sich diese – wohlgemerkt: alt-testamentliche! – Version der Frohen Botschaft als Parole für's eigene Leben zu Herzen zu nehmen! – Zurück zum Projekt „Reformation radikalisieren“! – „Befreiung vom Mammon“ ist und bleibt eine, wenn nicht die, Herausforderung für das Unternehmen, der Reformation von vor 500 Jahren das, was fehlt, hinzufügen, damit Menschen aufwachsen und leben können als „Gottes Subjekt(e)“ (Hans – G. Ulrich, 213). – Das hat auch pädagogische Relevanz (Karin Ulrich-Eschemann, 254ff.); denn: ‚Schon Luther‘ propagierte die Kinderrechte – die Ratsherren deutscher Städte sollen etwas für Bildung (nicht nur religiöse!) und Entwicklung der nachwachsenden Generation tun. – Das war vor einem halben Jahrtausend. – Heute ist geltend zu machen: „Gott ist der Anwalt für die Kinder, ihre Rechte stehen innerhalb des göttlichen Rechts“ (266). – Geschieht ihnen nicht Unrecht, wenn Kinder und Jugend als

Volks-Wirtschafts-Faktoren behandelt und ihr Leben auf Anschlussfähigkeit für den Markt formatiert wird? – auch das ein Beispiel für die kapitalistische Verkommenheit ... – Aus der afrikanischen Perspektive beleuchtet die globale sozial-kulturelle Problematik Kenneth Mtata („African personhood and child theology“, 229ff.).

Fazit: Zur Radikalisierung der Reformation gehört verpflichtend ein update – etwa so: Christliche Religion, wie sie von ihrem Ursprung her gemeint war, darf keine „Doktrin“ bleiben, sondern muß als befreiende „Nachfolgepraxis“ (Friedhelm Hengsbach) gestaltet werden – als eine Praxis, die dem Guten Leben im Sinne der Tora und der Hinterlassenschaft Jesu dient. „Befreiung vom Mammon“ ist – hier passt's einmal –: „alternativlos“. Dazu beizutragen, wäre für das Reformationsgedenken lohnend – Anregungen bietet der von Duchrow und Ulrich besorgte Band in Hülle und Fülle. Und es täte wirklich not.

*Ulrich Duchrow, Hans G. Ulrich (Hg./Eds.): Befreiung vom Mammon/Liberation from Mammon (Die Reformation radikalisieren/Radicalizing Reformation Bd./Vol. 2), 269 S., LIT-Verlag Berlin 2015.*

## Die Botschaft vom Reich Gottes als Leitsymbol einer erneuerten Kirche

*Zum Buch von Claus Petersen*

*Von Friedrich-Wilhelm Bargheer*

Auf der Baustelle „Christentum, Kirche & Glaube“ ist im Zuge des Reformationsgedenkens, der „Lutherdekade“ 2017 und auch unabhängig da-

von „viel los“. Ein paar Beispiele: Klaus-Peter Jörns hat 2004 „notwendige Abschiede“ von nicht mehr zeitgemäßen traditionellen christlichen Glaubensvorstellungen angemahnt, Hubert Halbfas 2011, der Gegenwarts-Kultur und -Gesellschaft in Deutschland allgemein „Glaubensverlust“ attestiert, und beide haben sich dann zusammen

getan zu einer „Gesellschaft für eine Glaubensreform e.V.“, die – um der Glaubwürdigkeit von Reformationsgedenken und christlichen Kirchen willen – nach strukturellen Anpassungen nun auch inhaltliche Glaubensreformen anstrebt. Etwa so: „Das Menschenbild der Sühnopfer- und Erlösungstheologie der Ev. Kirche in Deutschland ist nicht vereinbar mit der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und dem Recht auf Leben nach unserer Verfassung“ (aus der sog. Hofgeismarer Erklärung). Vergleichbar energisch plädiert das (zunächst literarische) Projekt „Die Reformation radikalisieren“ einer globalen ökumenischen Initiative um Ulrich Duchrow, Leonardo Boff u.a. (seit 2015). Da geht es wesentlich um die überfällige Befreiung von den unseren Planeten ruinierenden industrie-kapitalistischen Wirtschaftsformen auf der Linie des Konziliaren Prozesses und der Befreiungstheologie. Vgl. aber auch die eher konservative Internet-Plattform, die Günter Hegele für die Evangelische Akademikerschaft in Deutschland (EaiD) betreut.

„Welt-Religion“ von Claus Petersen gehört in diese Reihe. Das Buch bietet aber nicht nur „Abschied von“ und „Kritik an“, sondern legt eine konstruktive und produktive, wahrhaft erneuernde Sicht der Dinge dar: Weg „von der paulinisch-lutherischen Kreuzestheologie“ und hin „zur Botschaft Jesu von der Gegenwart des Reiches Gottes“. Vor allem: Weg „von den Strukturen der Gewalt zu einer Kultur des Friedens“ (Untertitelung auf dem cover). Petersen sieht folgendes: Luther und Paulus sehen im Geschick Jesu am Marterpfahl der Römer (Kreuz Christi) „Heils-Bedeutung“, und das hat mit dem immer gegebenen Zusammenhang von Theologie und Biografie sowie sozial-kultureller Umgebung zu tun. Der junge Luther nämlich erlebte Zuhause, dass die so genannte el-

terliche Gewalt physisch vom Vater extrem ausgeübt wurde; da kann man schon von Kindesmisshandlung sprechen. Und was macht ein zum Beispiel wegen Ungehorsam misshandeltes Kind, der körperlich und seelisch verletzte Sohn, um sozial und psychisch zu überleben? – Da kommt (meine Deutung; FWB) das Erklärungsmodell „Identifikation mit dem Aggressor“ ins Spiel. Der Geschlagene rechtfertigt geradezu die Unkultur der Gewalt. Theologisch schräg, verquer und verklemmt wird daraus der „Mythos der erlösenden Gewalt“ (47). „Das Kreuz auf den Altären ist keine Anklage der Gewalt ..., sondern Ausdruck ihrer Rechtfertigung (Hervorhebungen von mir; FWB). Sünde muss bestraft ... und kann nur durch den Kreuzestod des Gottessohnes gesühnt werden“ (53). Die bekenntnishaft vorgetragene Behauptung, die Heilsbedeutung des Jesus von Nazareth am Kreuz zugefügten entsetzlichen Leidens stelle den Kern ... des christlichen Glaubens selber dar, wird ... in kaum mehr überbietbarer Weise religiös aufgeladen“ (ebd.). Mit anderen Worten: Die Gewalttat der Kreuzigung verbürgt „die Erlösung selbst“ (ebd.). Das Kreuz wird zur Ikone des Mythos der Gewalt. Petersen fragt: „Ist es verwunderlich, daß in dieser Sphäre ... der Gewalt die Strukturen der Gewalt kontinuierlich genährt worden sind?“ (56; zustimmend mit Bezug auf Carl Amerys These von den „gnadenlosen Folgen des Christentums“). Daher das Erfordernis: „Das Christentum müsste ein völlig neues Gesicht annehmen ...; nötig ist ein fundamental, ein an die Wurzeln gehender, ... wahrhaft radikaler Neubeginn.“

An die Wurzeln gehen, heißt auch, den Hintergrund der Gewaltkultur bei Paulus' Sichtweise der „Torheit des Kreuzes“ 1Kor 1:18 wieder zu erkennen und entsprechend kritisch zu sehen (28ff.). Apropos Ge-

walkkultur: In vorderorientalischen antiken Gesellschaften und Religionen ist sie omnipräsent. Die „schwierige“ Erzählung von der „Opferung Isaaks“ Gen 22 bezeugt sie. In christlichen Bibelausgaben und -deutungen wird sie bezeichnender Weise zum Paradigma beispielhaften Gehorsams-Erweises stilisiert. („Sagen des klassischen Altertums“ aus dem hellenistischen Kulturkreis belegen, dass Menschen-Opferung zum Zweck der Sühne für Vergehen und zur Besänftigung mythologischer Gestalten als Vorstellung und literarische Gestaltung im Altertum verbreitet waren). Wie auch immer: „Eine Kultur des Friedens kann auf diesem Boden nicht gedeihen“ (56). Darauf legt es Petersen aber an und erklärt „das jesuanische Evangelium von der Gegenwart des Reiches Gottes“ (65) zum Schlüssel für die von Jesus eigentlich längst begründete und heute eigentlich nur noch zu bestätigende und zu gestaltende „Welt-Religion“, in welcher „Weltverbundenheit“ heilig gehalten wird in einer wahrhaften „Kultur des Friedens“ (147ff.).

Einer in diesem Sinne radikal reformierten Kirche kämen die Rollen zu, „Botschafterin des Reiches Gottes“, „Wächterin der Erde“ und „Hüterin des Paradieses“ zu sein (193ff.). Es ist nur konsequent, wenn als Leitsymbol dieser erneuerten Kirche statt des römischen Galgens (Kreuz) die bunte Erdkugel den Altar ziert. Und ich (Rezensent) erlaube mir die Fortschreibung: Wir könnten demnächst zum Beispiel mit unseren iranischen Freunden Osterfest zusammen feiern; denn das im Nahen Osten immer schon „auffällig schnelle Aufblühen und Vergehen der Vegetation, ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit, Vitalität sowie die Lebenserneuerung, sei es durch Frühjahrsregen oder durch Zeugung und Geburt“ (Martin Noth, *Die Welt des Alten Testaments*) spiegelt sich in entsprechenden

kultisch-rituellen Schemata („myth-and-ritual patterns“), die wir in der Ökumene der Weltreligionen getrost mit einander teilen dürfen. Einen Anfang hat m. E. schon die Neufassung des evangelischen Gesangbuchs gemacht, indem sie (eg 651) Schalom Ben-Chorins 1942 (!) gedichtetes Lied „Freunde, daß der Mandelzweig/wieder blüht und treibt/ist das nicht ein Fingerzeig/dass die Liebe bleibt?“ unter der Rubrik „Angst und Vertrauen“ aufnahm. Es als zeitgemäßes „etwas anderes“ Osterlied zu rubrizieren, hat man sich da noch nicht getraut; es hatte wohl die Einsicht noch nicht gegriffen, dass der christliche Glaube – mit Friedhelm Hengsbach gesprochen – an seinen Anfängen mit Jesus v. N. nicht als „Doktrin“, sondern als „Nachfolgepraxis“ gedacht war. Es ist aber so. Buchstabiert es nur nach bei Claus Petersen! Und immer daran denken: Wir Heutigen leben – man muss es nur sehen – längst im Reich Gottes und brauchen nicht darauf zu warten. Wir sind Hüter des Großen Gartens, und die Vertreibung aus dem Paradies ist eine Prophezeiung, die zur Achtsamkeit mahnt: Sie ist nicht Geschichte, sondern steht noch aus. – Also besser Wächter und Wächterinnen der Erde sein und bleiben, als auf Raketen zu Weltraumstationen auf Mars und Saturn spekulieren. Und: Keine Gewalt! – Nie wieder mehr haben wollen als wir zum Leben wirklich brauchen (174)!

Ja – aber: Was wird dann aus Karfreitag, Ostern und Pfingsten? – Antwort: (Karfreitag): „Jedes Kreuz ein Seufzer/nach Seinem Reich/wo's keine Kreuze mehr gibt“ (218) – (Ostern): „Die Sache Jesu geht weiter“ (220); „Sie geht wahrhaftig weiter“ (221) – (Pfingsten): „Die Sache Jesu braucht Begeisterte“ (221).

Fazit: So etwa könnte das fällige update

der 1517 begonnenen Reformation von Kirche und Gesellschaft aussehen. (fwb)

Claus Petersen: *WeltReligion. Von der paulinisch-lutherischen Kreuzestheologie zur Bot-*

*schaft Jesu von der Gegenwart des Reiches Gottes. Von den Strukturen der Gewalt zu einer Kultur des Friedens.* 226 S., Ppb Hamburg: tradition 2016

## Das Kreuz als zentrales Symbol der Christenheit\*

Von Reinhard Gaede

**D**as Kreuz ist ein Symbol, ein Sinnbild. Wofür? In der Geschichte des Christentums war es oft ein Siegeszeichen seit den Tagen des Kaisers Konstantin. Er verwendete das Christusmonogramm in der Schlacht an der Milvischen Brücke im Jahr 312. Hier siegte Konstantin über seinen Rivalen Maxentius. Nach den Beschreibungen der christlichen Autoren Laktanz und Eusebius war der Christengott sein „Schlachtenhelfer“. 313 folgte das so genannte Toleranzedikt von Mailand, das im ganzen Reich Religionsfreiheit garantierte und damit auch das Christentum erlaubte. Seitdem wurde das Kreuz oft gezeigt: auf Fahnen, als Orden; es wurde Sinnbild für die Macht christlicher Eliten und war zierlicher Schmuck für Damen.

Der Hebräerbrief erinnert uns an die Wirklichkeit des Kreuzes Jesu, die gerne verdrängt wird. Ein Ort der Schande war der Ort der Kreuzigung. Dort kamen die Verbrecher zu Tode. Dort wurde auch der Abfall kultischer Opfer beseitigt. Und schließlich war die Todesart Jesu schmachvoll. Nicht ehrenvoll gepflegt, in vornehm Hause starb er, sondern grausam gequält inmitten von zum Tode Verurteilten.

Und dennoch – so argumentiert der Hebräerbrief – ist dieser Weg Jesu zum Kreuz

ja nicht zufällig gegangen worden. Historisch gesehen, war es ein Justiz-Irrtum, eine Verletzung der Menschenrechte. Ein Prozess fand statt: 1. Jesus und die Ankläger im Namen des Gesetzes standen sich gegenüber. Jesus, der die Trennung „religiös – profan, fromm – sündig“ aufhob und den nahen gnädigen Gott verkündete, wurde als Gotteslästerer verurteilt. Beim Prozess um Jesus entscheidet sich die Frage „aut Christus – aut traditio legis?“, entweder Christus (und seine Rechtfertigung der Gottlosen) oder die Überlieferung des Gesetzes (in der Interpretation der Pharisäer, die sich von den „Sündern“ distanzierten). 2. Jesus und der Statthalter des römischen totalitären Staates standen sich gegenüber. Jesus, der das Recht der Gnade, das Reich Gottes verkündete, das nicht von dieser Welt, aber für diese Welt ist, der für gewaltlosen Widerstand gegen ungerechte, willkürliche Gewalt stand, wurde als Aufrührer, als Revolutionär verurteilt. Es entscheidet sich die Frage: „Aut Christus – aut Caesar?“ entweder Christus („und das Recht der Gnade gegenüber den politischen Religionen der Völker, Imperien, Rassen und Klassen“) oder die religiös-politische totalitäre Ordnung. (J. Moltmann, *Der gekreuzigte Gott*, München 1972, S. 119ff)

3. Zur Dimension der Weltgeschichte fügt der Hebräerbrief noch eine hinzu, die Heilsgeschichte, das Geschehen zwischen

Himmel und Erde. Jesus, der den gnädigen Gott verkündete, musste, von allen Menschen verlassen und ohne Zeichen der Hilfe Gottes, sterben. Das ist nun ein Geschehen in der Dreieinigkeit selbst. Der Sohn musste die Ferne und Unerreichbarkeit des himmlischen Vaters ertragen, damit er ganz bei denen wäre, die so ohne Trost und ohne Sinn in Verzweiflung in der Welt leben. Der Hebräerbrief predigt es so: „Daher musste er in allem seinen Brüdern gleich werden, damit er barmherzig würde und ein treuer Hohepriester zu Gott, zu sühnen die Sünden des Volkes.“ (2,17) „Heiligen“ nennt der Hebräerbrief es hier. Menschen, die fern von Gott leben, getrennt von Gott, Sünder genannt, werden jetzt „heilig“ genannt, weil Jesus der Mittler zu Gott wird. Nur der, welcher in jeder Hinsicht die Situation des Menschen teilte, in aller Armut, allem Leiden und Tod, kann der Erlöser werden. Nur der, welcher selbst die Versuchung besiegte, kann von Sünde freisprechen. Nur der, der selbst den Tod erlitt und durch Gottes Oster-Tat vom Tode auferstand, kann in sein ewiges Leben Menschen hineinziehen.

Paul Tillich hat Jesus, den Christus, als Träger des Neuen Seins dargestellt. (Systematische Theologie II, Stuttgart 1958; Das Neue Sein. Religiöse Reden. 2, Stuttgart 1959) „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur.“ (2. Kor. 5,17) Das Neue Sein manifestiert sich in seinen Worten, seinem Handeln, aber drittens auch in seinem Leiden und Tod. „Nur dadurch konnte Jesus der Christus werden, dass er Leiden und Tod auf sich nahm, denn nur auf diese Weise konnte er vollkommen an der Existenz teilhaben und alle Kräfte der Entfremdung, die ihn von Gott loslösen wollten, besiegen.“ (Tillich, Syst. Theol. II., S. 134) Entsprechend predigt der Hebräerbrief

(2,17). „Das biblische Bild des Christus betont ... erstens die völlige Endlichkeit des Christus, zweitens die Echtheit der Versuchungen, die aus ihr erwachsen, drittens den Sieg über die Versuchungen, die seine Beziehung zu Gott zerrissen und seine messianische Funktion zerstört hätten (ebd. S. 138f.)

Im Geschehen des Kreuzes ist die Botschaft von der Versöhnung Gottes mit den Menschen verborgen. Denn unkompliziert und harmlos lässt sich das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen nicht beschreiben. Über der Tradition vom „lieben Gott“ haben viele Christen die Tradition vom „heiligen Gott“ vergessen. Da müssten sie wieder bei den Juden in die Schule gehen und diese als Glaubensverwandte neu schätzen lernen. Für einen Juden ist der Jom Kippur, der Versöhnungstag, der höchste persönliche Feiertag, ein Fasten-Tag der Sühne für vergangene Sünden; viele Beter tragen weiße Sterbegewänder. Die Gläubigen versöhnen sich erst unter einander, machen Schuld wieder gut, bitten sich um Verzeihung und sprechen dann das gemeinsame Sündenbekenntnis. In biblischer Zeit war es ein Tag, der einzige im Jahr, an dem der Hohepriester das Allerheiligste des Tempels betrat, um es mit Opferblut zu besprengen. In einer weiteren Zeremonie wurden die Sünden des Volkes symbolisch einem Bock aufgeladen, der dann als Sündenbock in die Wüste geschickt wurde, Versöhnung mit dem gnädigen Gott durch eine Opferhandlung.

Dieser alte Bund ist von Gott her erneuert, sagt der Hebräerbrief immer wieder. Nicht dass Gott nicht mehr der Heilige wäre. Nicht dass die Menschen nicht mehr Sühne für ihre Schuld nötig hätten. Aber Gott selbst in seiner Liebe und Barmherzigkeit handelt, als der Mensch den Abgrund von Schuld zwischen sich und Gott

nicht überbrücken kann. Gott selbst übernimmt die Folgen der Bosheit und trägt sie hinweg. Im Leiden des Sohnes, in der Schande des Gefolterten, in der Einsamkeit des Verstoßenen nimmt Gott selbst die zerstörerischen Folgen der Bosheit auf sich und trägt sie selbst, damit sie nicht länger Gott und Mensch trennen können.

Jürgen Moltmann, (vgl. ebd., S. 188) betont das Mitleiden Gottes beim Leiden Jesu und widerspricht so dem Missverständnis, als würde ein halb zorniger, halb gnädiger Gott durch ein Opfer versöhnt. Die Theologie des Kreuzes steht in der Tradition Luthers von der Offenbarung des in Kreuz und Leiden verborgenen Gottes. Entsprechend sagt Dietrich Bonhoeffer: „Gott lässt sich aus der Welt herausdrängen ans Kreuz, Gott ist ohnmächtig und schwach in der Welt und gerade und nur so ist er bei uns und hilft uns.“ Die rabbinische Theologie spricht von der Selbsterniedrigung Gottes. J. Moltmann sieht Christus gleichförmig mit den Leidenden und zitiert Elie Wiesel: „Die SS erhängte zwei jüdische Männer und einen Jungen vor der versammelten Lagermannschaft. Die Männer starben rasch. Der Todeskampf des Jungen dauerte eine halbe Stunde. ‚Wo ist Gott, wo ist er?‘ fragte einer hinter mir ...und ich hörte eine Stimme in mir antworten: ‚Wo ist Er? Hier ist Er ... Er hängt dort am Galgen ...‘“ (ebd. S. 262).

Als der gute Mensch Jesus Opfer verbrecherischer Bosheit wird, hat der gerechte Gott den Aufruhr und den Wahnsinn der Bosheit entlarvt, hat das Kreuz als mahnendes Zeichen seines Zorns über die Grausamkeit und Verblendung des Menschen errichtet. So ist das Kreuz das Zeichen des Gerichts, das mahnend zeigt, was böse Menschen anrichten können.

Aber es ist zugleich das Zeichen der Gnade, denn es zeigt Gottes Willen zur Ver-

söhnung mit dem Menschen. Durch das geflossene Blut des unschuldigen Sohns trägt Gott zugleich selbst, was böse Menschen verdient hätten. Eben dieses Opfer, das Gott aus Liebe selbst bringt, soll alle weiteren Opfer und Sühnehandlungen der Menschen für ihren Freispruch überflüssig machen. Denn solche gibt es viele. Die alten Völker opferten sogar Menschen, um die Gottheit gnädig zu stimmen. Heute werden Menschen in Kriegen geopfert für wirtschaftliche Interessen, z.B. für Öl oder andere wertvolle Rohstoffe; oft wird die Gesundheit der Arbeitenden geopfert, um Produktion und Gewinn zu steigern. Für den Mammon, so nennt Jesus den Götzen Kapital, werden viele Opfer gebracht. Der Hebräerbrief betont: Ein für alle Mal ist das Opfer des Gottessohns gewesen, alle weiteren Opfer sollten damit abgeschafft sein, damit das Recht der Gnade Gestalt gewinne in den Ordnungen der Welt.

Das Kreuz zeigt, dass Gott gerade denen nahe ist, die im Leid nach ihm suchen. „Draußen vor der Tür“, hieß ein Nachkriegswerk von Wolfgang Borchert. Draußen vor der Tür steht der Heimkehrer, an dem das Leben vorbeigegangen ist. „Oh, wir haben dich gesucht, Gott, in jeder Ruine, in jedem Granat-Trichter, in jeder Nacht. Wir haben nach dir gebrüllt, geweint, geflucht.“ So hätten auch die Überlebenden nach dem Untergang des mit Flüchtlingen beladenen Schiff „Wilhelm Gustloff“ im Januar 1945 sprechen können. Was viele Verzweifelte herbeiklagen, wird im Hebräerbrief bezeugt. „Weil er gelitten hat und dabei selbst versucht worden ist, vermag er denen, die versucht werden, zu helfen.“ (2, 18) Martin Luther sagt es entsprechend: Der Glaube möge von „unten anfangen“, nicht beim Betrachten der göttlichen Majestät, sondern beim Kreuz. Das



Kreuz zeigt Gottes Nähe gerade denen, die leiden müssen.

„So lasst uns nun hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen!“ ruft der Prediger im Hebräerbrief. Er spricht die an, die Verfolgung und Verachtung tragen müssen im totalitären Staat, damals zur Zeit des Kaisers Domitian seit dem Jahr 93 n.Chr. Zum Kreuz Christi gehört die Kreuzesnachfolge der Christinnen und Christen. Sich zu Christus zu halten, kann schwere Bedrängnis bringen. Oft können wir das in der Zeitung lesen, wie schwer Christen es in manchen Ländern haben. Für uns könnte das bedeuten, dass wir auf manche Bequemlichkeit verzichten. Es gibt das „Dickicht der Städte“, wo Verdrängungswettbewerb herrscht. Für die Ärmsten bleiben abbruchreife Häuser oder die Straße. Eintönigkeit, Beziehungslosigkeit prägt das Gesicht vieler Städte, die wie Pilze emporschießen, Wohnraumkästen. Auf der Suche nach dem verlorenen Raum ist der Mensch. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit ist der Mensch im Getriebe seiner Städte. Die reformierte Petri-Gemeinde in Herford hat mit ihrem Angebot des Mittagstisches für die Armen ein leuchtendes Beispiel gegeben, wie Christen helfen können.

„Es ist gut, dass das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade“, sagt der Prediger des Hebräerbriefs (13,9). Das Herz, das durch Gottes Gnade fest wird, weiß: Im Kreuz Christi hat Gott mich gesucht, mir meine Schuld vergeben, mich angenommen als sein Kind. Nun soll ich diese Gnade bezeugen in einer bösen und grausamen Welt. Das treibt mich hinaus aus dem Lager, wo es so bequem ist, wo man sich kennt und sich gegenseitig bestätigt, hinaus zu denen, die vergessen sind, erniedrigt und beleidigt ohne Recht und Anerkennung. Weil Jesus dort starb, wo es

heilige Bezirke und einen Kult nicht mehr gibt, sollen wir uns auch dorthin hinauswagen. Die Welt, die von Gottes Güte nichts weiß und doch sich so sehr danach sehnt, soll Güte durch Christinnen und Christen, die das Kreuz tragen, kennen lernen. „Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung“ heißt heute die Losung der Christenheit in aller Welt.

Kreuz und Rose war seit unserm Aufbruch 1976 das Symbol, getragen auf Buttons, Aufklebern, Holz-Ansteckern. Nach einer Diskussion im Vorstand und Redaktions-Beirat schien uns das Symbol geeignet und erschien seit CuS 3/2016 in Wort und Bild auf der Titelseite als Einladung zur Meditation. Das Kreuz – eigentlich ein „Skandalon“, „Ärgernis“ (Luther) – ist doch Zeichen der „Kraft und Weisheit“ Gottes (1. Kor. 1,23.24), Zeichen der Versöhnung Gottes mit den feindseligen Menschen durch die opferbereite Liebe Jesu Christi; es enthält die „Botschaft von der Versöhnung“ für die in Klassen, feindselige Nationen und Religionsgruppen oft tief gesplattene Welt. Das Kreuz versammelt Christinnen und Christen.

Die rote Rose ist Symbol für den Sozialismus, der das alte christliche Symbol der Paradieses-Rose aufnahm. 1911 wurde in Schweden die rote Rose zum offiziellen Symbol des Maifeiertags erkoren. 1912 entstand das Lied „Bread and Roses“ während des großen Streiks der Arbeiterinnen in den Textilfabriken von Lawrence, Massachusetts/USA. Die Sozialistische Internationale, die Sozialdemokratische Partei Europas und die Jusos zeigen die Rose. Die Religiösen Sozialisten in Norwegen baten darum, unser Symbol Kreuz und Rose, etwas verändert, auch übernehmen zu dürfen. Mit der roten Rose zeigen wir Solidarität mit der Arbeiterbewegung und dem Sozialismus.

In christlicher Perspektive wird das Kreuz zum Lebensbaum, der Blüten und Früchte trägt.

Seit dem 5. Jahrhundert wird das Kreuz als Lebensbaum (*lignum vitae*) auf Ikonen gezeigt. Blüten, Blätter und Früchte gehen von ihm aus. Die Basisgemeinden Lateinamerikas haben diese Tradition übernommen.

„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“, sagt der Prediger den Gemeinden. All unser Bemühen, in Häusern, Feldern und Gärten die Landschaft zu gestalten, spiegelt unsere Träume von Heimat. Aber vorläufig ist sie, denn vergänglich, sterblich sind wir. Christen leben auf die künftige Stadt zu, die da heißt: „Stadt Gottes, himmlisches Jerusalem“, Stätte der Gemeinschaft derer, „deren Namen im Himmel aufgeschrieben sind“. Die Hoffnungsbilder der Bibel wechseln. Sie werden formuliert via negationis, d.h. in der Weise der Verneinung. Alles Leid und alle Bosheit dieser Welt wird nicht mehr sein. Und die Hoffnungsbilder sprechen via analogiae, dh. In der Weise der Ähnlichkeit: Was in unserer Sehnsucht gut und schön ist, das wird bei Gott sein. Die Botschaft vom ewigen Leben ist die Antwort auf die Frage nach dem Schicksal des Einzelnen am Ende seines Lebens. Und die Botschaft vom Reich Gottes oder vom „himmlischen Jerusalem“ ist die Antwort auf die Frage nach dem Schicksal der Völker am Ende der Geschichte. Der Hebräerbrief tröstet die unter Verfolgung Leidenden: Das wandernde Gottesvolk geht zu auf die Stadt Gottes, die ewige Heimat.

Diese Hoffnung lässt unser Leben in neuem Licht erscheinen. Leo Graf Tolstoi, Dichter aus dem alten Russland, sagt das in seiner Erzählung „Iljas“. Iljas, ein Baschkire – im Ural wohnt dieses Turkvolk – war

ein reicher Mann geworden durch Fleiß und Tüchtigkeit. Die Leute beneideten ihn und sagten: „Wie glücklich ist er, alles hat er in Menge.“ Als Iljas noch arm war, hatten seine Söhne selbst Pferde und Schafe gehütet. Nun im Reichtum wurden sie leichtsinnig. Der eine fing an, viel Alkohol zu trinken. Der Älteste prügelte sich mit andern und wurde erschlagen. Der Jüngste hatte eine hochmütige Frau, forderte sein Erbe und trennte sich von der Familie. Bald darauf kam eine Viehseuche, dann eine Missernte. Als das Ehepaar 70 Jahre alt war, war ihr ganzes Vermögen dahin. Nun mussten sie bei fremden Leuten ihr Brot verdienen. Ein Nachbar erbarmte sich und stellte sie an. Eines Tages kam Besuch. „Seht ihr den Alten?“ fragte der Hausherr die Gäste. „Früher war er der reichste Mann der Gegend, jetzt ist er ein Knecht.“ „Ja, unbeständig ist das Glück“, sagte ein Gast „Dann ist er jetzt wohl immer traurig, der Alte?“ Und er fragte ihn: „Sag mal, Großvater, tut es dir oft weh, an dein früheres Leben zu denken, da du doch jetzt in Not bist?“ Da lachte Iljas und sagte: „Frage nur meine Frau. Sie wird dir die ganze Wahrheit sagen.“ Und sie erzählte: „50 Jahre hatten wir das Glück gesucht, aber erst jetzt haben wir es gefunden. Als wir reich waren, hatten wir nicht eine Stunde Ruhe, so viele Sorgen hatten wir. Die Gäste sollten doch Gutes von uns reden. Die Arbeiter sollten angetrieben werden. Noch in der Nacht quälte uns die Sorge um unser Eigentum. Und darüber wurden wir noch uneinig und zankten uns. Das war Sünde. Und jetzt stehen wir frühmorgens auf, reden in Liebe und Eintracht miteinander, tun gern unsere Arbeit. Wir haben Zeit, an unser Seelenheil zu denken. Unsern Reichtum haben wir verloren, aber Gott hat uns seine Wahrheit geoffenbart.“

Der Kirchenvater Aurelius Augustinus (354–430) rät uns: „Sorge, dass dein Herz bei Gott sei, dann wird bei einbrechendem Abend ein nie gesehenes Sonnenlicht über dir aufgehen, und du wirst dort aufge-

nommen werden, wo keine Nacht, keine Finsternis mehr sein wird.“

*\* Meditation über Hebr. 13,12–14 am Sonntag Judika*

## **Teil I**

# **Die Reformation und die Herausforderung des Friedens heute\***

*Von Michael Bünker*

Reformation: Zweihundert Jahre Krieg?

Wenn man auf die Reformationszeit zurückblickt, fällt die Bilanz im Blick auf den Frieden mehr als ernüchternd aus. Man kann die Geschichte der Reformation ohne weiteres als die Geschichte eines zweihundertjährigen mehr oder weniger kontinuierlichen Krieges beschreiben. Das 16. Jahrhundert hat nicht ein einziges Jahrzehnt wirklichen Frieden gekannt. Auch im 17. Jahrhundert hat es nur am Anfang einige wenige Jahre gegeben, die ohne militärische Auseinandersetzungen waren. Begonnen haben diese Auseinandersetzungen schon geraume Zeit vor der Veröffentlichung der 95 Thesen Martin Luthers im Herbst 1517. Manche Historiker und Historikerinnen nennen als Ausgangspunkt den Krieg, den ab 1490 die Franzosen und die Habsburger in Italien gegeneinander geführt haben. Aber schon sechs Jahre nach 1517 kam es zum großen deutschen Bauernkrieg. Ab 1547 – ein Jahr nach Luthers Tod – dann der Schmalkaldische Krieg, dicht darauf die furchtbaren blutigen Kriege gegen die Hugenotten in Frankreich in den 1560er und 1590er Jahren und die blutigen Auseinandersetzungen zwischen England und

Schottland. 1618 beginnt dann der Dreißigjährige Krieg mit seinen ungeheuren Zerstörungen und Verlusten an Menschenleben.

Ständig, so soll man es sich vorstellen, waren Kolonnen von Flüchtlingen auf den Straßen Europas unterwegs. Menschen, die entweder vor Krieg und Gewalt fliehen mussten oder die wegen ihres Glaubens davongejagt wurden bzw. ihre Heimat freiwillig verlassen hatten. Diese Reformationskriege, so heißt es, zogen die bis dahin größte Bevölkerungswanderung in Europa nach sich, überboten nur von den 80 Millionen Verjagten im 20. Jahrhundert als Folge der beiden Weltkriege. Hundertausende haben ihrer Heimat den Rücken gekehrt und sich in der Neuen Welt angesiedelt. Darunter auch einige Gruppen von Evangelischen aus dem heutigen Österreich, aus dem schätzungsweise 220.000 Menschen wegen ihres Glaubens vertrieben, deportiert oder aus der Heimat gedrängt wurden. Ich zähle einmal die Täufer und Täuferinnen gar nicht dazu. Dann kommt man auf eine wesentlich höhere Zahl.

Um das Jahr 1590 war halb Europa protestantisch, hundert Jahre später nur noch ein Fünftel des Kontinents. Böhmen, Mähren, Siebenbürgen und das heutige Österreich stehen für den Siegeszug der Gegenreformation im Herrschaftsgebiet der Habsburger. Die

Grenze des Protestantismus hat sich in wenigen Jahrzehnten um hunderte Kilometer nach Norden verschoben. Genf war plötzlich ein Außenposten ganz im Südwesten, obwohl es doch vorher im Zentrum gelegen war. Ab 1680 richteten die Armeen der Herzöge von Savoyen entsetzliche Massaker unter den Waldensern an. Die religiöse Vielfalt und relative Toleranz in Polen-Litauen ist immer mehr unter Druck geraten, wurde schließlich zerstört und das Land seinen Nachbarn auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, wie mehrmals in seiner Geschichte.

Auch wenn die Bevölkerung bestimmt die Kriege müde war, hielten die Herrschenden daran fest. Die Habsburger – verbunden mit den bayerischen Wittelsbachern, die als besonders strenge Gegenreformatoren galten – haben mit großer Härte auch noch nach dem Westfälischen Frieden von 1648 gegen die Protestanten durchgegriffen. Ludwig XIV. – der französische König – erreicht mit seinen Feldzügen fast, was die Spanier nicht geschafft hatten, nämlich die Vereinigten Provinzen der Niederlande zu besiegen. Erst Wilhelm von Oranien konnte seinen Vormarsch aufhalten und wurde gleichsam nebenbei in der Glorious Revolution von 1688 König von England. Die Engländer sind zum Hauptgegner Frankreichs geworden und stoppten unter der Führung von John Churchill, dem späteren Herzog von Marlborough, den Vormarsch Frankreichs Anfang des 18. Jahrhunderts.

Mit diesen Kriegen wuchsen die Kosten ins Astronomische. Um diese Kosten aufbringen zu können, wandelte sich das Regierungssystem in den meisten europäischen Ländern. Es bildete sich der „Staat“. So förderten die Reformation und die ihr folgenden Auseinandersetzungen die Zentralisierung der staatlichen Macht, und das auf allen Seiten, katholisch wie evangelisch. Lose verbundene, von Adligen oder repräsentativen

Versammlungen politisch organisierte Gebiete oder Städte wurden zu straff organisierten Monarchien. Auf evangelischer Seite kann man Brandenburg-Preußen oder Schweden nennen, auf katholischer Seite Spanien, Frankreich und natürlich die Habsburgischen Länder. Die große Ausnahme bildete für eine bestimmte Zeit noch Polen-Litauen. Dieses erstaunliche politische Gebilde, das von Siebenbürgen bis ins Baltikum reichte und die Ukraine und Weißrussland umfasste, war eine besondere Ausnahme. Die erstarkten Monarchien, von denen ich gesprochen habe, haben die kulturelle und religiöse Identität ihrer Länder durch Abgrenzung gefördert. Plötzlich galt das Prinzip „Landeseinheit durch Glaubenseinheit“. Man brauchte dieses Prinzip, um die Bevölkerung des eigenen Landes gegen die Bevölkerung anderer Länder politisch entsprechend zu instrumentalisieren. Dazu entstanden die bis heute bekannten Nationalsprachen, auch da war die Reformation nicht ganz unbeteiligt daran. Ich erwähne das kastilische Spanisch, das Nordfranzösisch, das Hochdeutsch, das Londoner Englisch usw. Latein als das Esperanto der Intellektuellen und Gelehrten trat Zug um Zug zurück. Bald nach dem Jahr 1700 wurden aus diesen Staatsnationen Nationalstaaten. Die Theologen aller Richtungen legitimierten die Monarchen als von Gottes Gnaden eingesetzte Herrscher, aber gleichzeitig entwarfen sie da und dort Theorien, die den Königsmord als Tyrannenmord rechtfertigen sollten. Auch das gab es auf katholischer wie auf evangelischer Seite. Die Theorien sind nicht ohne Folgen geblieben: Wilhelm von Oranien wurde ermordet, Heinrich III. und Heinrich IV. in Frankreich, Maria Stuart, Karl I. in Schottland und England und noch einige mehr.

Erst mit den Siegen der Engländer gegen Ludwig XIV. – ich habe es erwähnt – am An-

fang des 18. Jahrhundert stabilisierte sich die politische Lage für eine gewisse Zeit. Die Kluft zwischen den katholischen und protestantischen Ländern war allerdings mittlerweile tief und unüberbrückbar geworden. Sie prägte auch das Alltagsleben; katholische Städte in Polen standen etwa Sevilla viel näher als ihren baltischen oder schwedischen evangelischen Nachbarstädten. Europa begann sich also kulturell, in Milieu und Mentalität grundlegend anders zu organisieren, als es bis dahin gewesen ist.

War das eine zwangsläufige Entwicklung? Musste es so kommen? Es hatte doch niemand der an der Reformation Beteiligten – Befürworter wie Gegner – geplant oder beabsichtigt. Ich erinnere daran, dass es gewisse Oasen der Toleranz gegeben hat, in denen auch in Zeiten der größten Konflikte und Auseinandersetzungen das Zusammenleben verschiedener Religionen und Konfessionen zumindest für einige Zeit gelungen ist. Polen-Litauen habe ich schon erwähnt. In diesem Herrschaftsgebiet lebten Christen und Christinnen der verschiedenen Konfessionen zusammen mit Juden und Jüdinnen und Menschen islamischen Glaubens. Polen-Litauen war von innerer Pluralität geprägt. Als die Jagiellonen in der männlichen Linie ausstarben, traten die Adeligen zusammen, um einen neuen König zu wählen. Es war für sie klar, dass es kein Habsburger werden sollte. Also entschied man sich am besten gleich für einen Erzfeind der Habsburger, also für Heinrich von Valois von Frankreich. Da erreichte Polen 1572 die Nachrichten von den Schrecken der Bartholomäusnacht in Frankreich, und man zweifelte, ob ein französischer König so gut wäre. Daraufhin trat in Warschau der sogenannte Konvokationssejm zusammen und beschloss eine Konföderationsurkunde, die für den neuen König gelten sollte, und die er unterschreiben musste. Das war 1573 – ein Jahr nach der Bartholo-

mäusnacht. Ich lese die wichtigste Passage daraus vor:

„Da es in unserem Gemeinwesen nicht unerhebliche Meinungsverschiedenheiten in Glaubensfragen gibt, versprechen wir einander – um von vornherein in unserem Volk jeden schädlichen Zwist über diese Fragen zu vermeiden, wie wir ihn deutlich in anderen Reichen sehen –, für uns und unsere Nachkommen und für alle Zeiten, dass wir, die wir im Hinblick auf den Glauben unterschiedliche Überzeugungen hegen, Frieden untereinander wahren und nicht wegen eines anderen Glaubens oder eines Kirchenwechsels Blut vergießen oder einander bestrafen durch Beschlagnahme von Eigentum, Entehrung, Haft oder Verbannung und keinen Richter oder sonstigen Repräsentanten der Obrigkeit bei einer derartigen Handlungen unterstützen werden.“

Mit diesem Beschluss galt Polen-Litauen als „Paradisus haereticorum“, denn auch die anderswo von allen verfolgten Unitarier oder Sozinianer wurden anfangs mit Gleichberechtigung anerkannt und konnten mit den anderen leben. Dem hat auch der junge Heinrich von Valois zu gestimmt – er wollte ja König von Polen werden – aber es hat nicht lange gedauert. Nach dem Tod seines Bruders musste er zurück nach Frankreich, und die polnisch-litauischen Adeligen wählten jetzt Istvan Bathory, den siebenbürgischen Großfürsten und katholischen Woiwoden zu seinem Nachfolger. Das friedliche Zusammenleben und die Koexistenz der unterschiedlichsten Konfessionen in Polen des 16. Jahrhundert, das orthodoxe Großfürstentum Moskau im Osten, das islamische osmanische Reich im Süden, das protestantische Schweden gleich jenseits des Meeres im Norden und das gemischt katholisch-evangelische Heilige Römische Reich im Westen, zerrissen zwischen Reformation und Gegenreforma-

tion, war dennoch einzigartig in Europa. Das soll man nicht vergessen!

„Auf einem von Religionskriegen zerrissenen europäischen Kontinent konnte nur Polen das epochemachende allgemeine Toleranzstatut hervorbringen, das von der Warschauer Konföderation beschlossen wurde. Vereinzelte Akte des religiösen Fanatismus konnten noch vorkommen, doch eine allgemeine Verfolgungskampagne war nicht möglich. Polen verdiente wahrlich seinen Namen als ‚das Land ohne Scheiterhaufen‘“. So Norman Davis in seiner Geschichte Polens aus dem Jahr 2006.

Der neue König Istvan Bathory, der katholische Woiwode von Siebenbürgen, konnte zurückgreifen auf die Beschlüsse des Landtags von Torda in Siebenbürgen. Mit diesem Landtag wurde in Siebenbürgen die Anerkennung verschiedener Religionen – katholisch, reformiert, lutherisch und unitarisch – ausgesprochen. Pfarrer sollen an allen Orten das Evangelium nach ihrem Verständnis predigen. Wenn die jeweilige Gemeinde das zu akzeptieren bereit ist, ist es gut. Ist das jedoch nicht der Fall, dürfen sie niemanden mit Gewalt zwingen, falls ihre Seele keinen Frieden findet, sondern einen Pastor wählen, dessen Lehre der Gemeinde genehm ist. Es ist niemandem erlaubt, einem anderen wegen dessen Lehre mit Kerker oder Bann zu drohen, denn – so die Begründung – der Glaube ist ein Geschenk Gottes.

Eine dritte Oase der Toleranz neben Polen-Litauen und Siebenbürgen war in unmittelbarer Nähe Österreichs, nämlich Mähren mit Nikolsburg/Mikulov als Zentrum. Unter der Herrschaft des Leonhard von Liechtenstein sind dort alle aus anderen Teilen des Habsburgerreiches Verfolgte, in erster Linie die Täufer und Täuferinnen, für einige Jahre aufgenommen worden. Schon 1421 haben die aus Wien verjagten Jüdinnen und Juden in Nikolsburg Aufnahme gefunden. Einer der

Täufer, die dort waren, war Balthasar Hubmair, der 1528 vor dem Stubentor in Wien verbrannt wurde, seine Frau hat man in der Donau ertränkt. Hubmairs Wahlspruch war „Die Wahrheit ist untödlich“ und zeigt früh eine Haltung der Toleranz.

Es hat dann in Teilen Europas wo der Gegensatz zwischen den Konfessionen kriegerisch ausgetragen wurde, noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gedauert, bis die Toleranz verwirklicht wurde, ich erwähne für Preußen das Wöllnersche Religionsedikt und für Österreich das Toleranzpatent von Josef II. 1781. Seine Mutter Maria Theresia hat nichts davon gehalten. Sie konnte sich das Wohlergehen des Staates ohne Glaubenseinheit schlicht nicht vorstellen. Die Herausbildung des religiös und weltanschaulich neutralen Verfassungsstaates konnte erst auf der Grundlage der Menschenrechte, die die Basis für ein Zusammenleben unterschiedlicher Wahrheitsansprüche unter den Bedingungen kultureller und religiöser Pluralität bieten, wie sie heute für Europa kennzeichnend sind, erfolgen.

Die Reformatoren haben alle die mittelalterliche Lehre vom gerechten Krieg übernommen – so gut wie alle. Es gibt kaum eine Ausnahme. Auch im Augsburger Bekenntnis, auf das zumindest wir beide uns verpflichtet haben, steht im Artikel 16 das „iure bellare“, also das rechtmäßige Kriegführen oder „iure militare“ – wie es manchmal auch heißt. Allerdings hat Luther zumindest zwei wichtige Einschränkungen gemacht. Die erste ist die Verwerfung jeder Kreuzzugsidee. Es gibt keinen Krieg im Namen Gottes. Auch die Kriege gegen die Osmanen, die damals besonders im Vordergrund standen, waren für Luther nie Glaubenskriege. Sie durften seiner Meinung nach nicht um des Glaubens willen und wegen des Glaubens geführt werden. Für Luther gab es keinen Krieg des christlichen Abendlandes gegen Ungläubi-



ge. Und das Zweite: Für Luther waren nur Verteidigungskriege gerecht – im besten Fall. Manche seiner Äußerungen entziehen der militärischen Gewalt überhaupt die Rechtfertigung. Wer Krieg „anfehet“ (anfängt), sagt er, der ist unrecht. Man weiß heute, dass das nicht immer so sauber auseinanderzuhalten ist, aber es zumindest einmal ein Grundsatz, ein Pflock, der eingeschlagen wird. Freilich muss gleich dazu gesagt werden, dass Luther kein Pazifist war. Seine Äußerungen im Bauernkrieg und seine Aufrufe an die Fürsten, gegen die Aufständischen mit aller Gewalt vorzugehen, belegen das in erschreckender Weise. Folgerichtig ist der Pazifismus, wie ihn täuferische Gruppen vertreten haben (allerdings nicht alle), von den Reformatoren generell abgelehnt worden. Von Luther gibt es die berühmte Schrift „Ob Kriegsleute im seligen Stand sein können“, und seine Antwort ist ja, unter den beiden Bedingungen, die ich genannt habe. Im Fall eines offenkundig ungerechten Krieges hat der Christ der Obrigkeit seinen Gehorsam, und damit auch den Wehrdienst, zu verweigern. Ähnlich ist es auch bei Johannes Calvin.

*Fortsetzung folgt*

\* Beitrag zum Studientag von Pax Christi Österreich: „Frieden in Gerechtigkeit. Unser Beitrag

zum Reformationsjahr 2017“, Linz, 3. März 2017

*Michael Bünker, geboren am 26. April 1954 im Pfarrhaus in Leoben/Stmk als drittes Kind des evangelischen Pfarrers von Leoben, Otto Bünker, und seiner Frau Lisl, geborene Kohl*



**Michael Bünker**

*Aufgewachsen in Radenthein in Kärnten, Gymnasium von 1964 bis 1972 in Villach, anschließend Studium der evangelischen Theologie in Wien; Dissertation bei Univ.-Prof. Dr. Kurt Niederwimmer im Fach „Neues Testament“ zum Thema „Briefformular und rhetorische Disposition im 1. Korintherbrief“, Promotion zum Dr. theol. 1981; ab 1980 Vikar in Wien-Döbling, nach der Ordination Wahl zum zweiten Pfarrer in Wien-Floridsdorf; 1991 mit der Leitung der Evangelischen Religionspädagogischen Akademie (ERPA) betraut, im Herbst 1999 Wahl zum Oberkirchenrat, am 1. Juni 2007 Wahl zum Bischof der Evangelischen Kirche A.B. in Österreich, Amtsantritt: 1. Jänner 2008. Amtseinführung: 27. Jänner 2008. Seit 1. Jänner 2007 Generalsekretär der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa*

## Thomas Müntzer – Apokalypse und Revolution

*Von Friedrich Winterhager*

Wenn wir in den nächsten Wochen und Monaten verstärkt an das 500. Jubiläum des reformatorischen Thesenanschlags erinnert werden, und damit an Martin Luthers Leben und

Werk, so denken viele von uns dann auch das Anliegen und Schicksal Thomas Müntzers, der ja gar nicht weit von dieser Stadt Goslar, nämlich in Stolberg (Harz) geboren wurde und dann in Quedlinburg aufgewachsen ist.

Dass wir heute ausgewogen und ziemlich

unbefangen über Müntzer öffentlich reden können, ist eine Errungenschaft der fortschrittlichen Bewegung des Vormärzes seit 1840 und der 1848-er Revolution. – So ganz besann man sich seiner erst nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg und nach der nur halb gelungenen Novemberrevolution von 1918.

Damals (1921) schrieb der (zeitweise) marxistische Philosoph Ernst Bloch sein Buch über „Thomas Müntzer als Theologe der Revolution“. Und der avantgardistische Schriftsteller Hugo Ball, Begründer der Kunstrichtung des Dadaismus, gab emphatisch zu bedenken, dass der Erste Weltkrieg nicht etwa im Sommer 1918, sondern schon am 15. Mai 1525, dem Tag der Schlacht bei Frankenhausen, verloren gegangen sei.

Damals formierten die lutherischen Theologen Karl Holl und Heinrich Böhmer eine Neubesinnung auf Martin Luther, die sog. Lutherrenaissance oder das Neuluthertum. Holl schrieb einen Aufsatz „Luther und die Schwärmer“; Böhmer schrieb einen Artikel „Thomas Müntzer und das jüngste Deutschland“<sup>1</sup>.

Es fiel damals auf, dass der letzte von der Monarchie getragene konservative Reichskanzler, Georg Michaelis, ein bewusster evangelischer Christ, ausgerechnet am 31. Oktober 1917, dem Tag des Reformationsjubiläums, zurücktreten musste<sup>2</sup>; ihm wurde unter anderem zur Last gelegt, dass er den Friedensvorschlag des Papstes angeblich hintertrieben habe. Danach folgten bis 1918 noch zwei, mehr vom Reichstag getragene Regierungen des Kaiserreiches.

Der reformierte Theologe Schweizer Theologe Walter Nigg<sup>3</sup>, ein Gemeindepfarrer und Titularprofessor, schrieb 1949 ein Kompendium „Das Buch der Ketzer“, das sozusagen eine Heimholung der Ketzer bedeutete; es versuchte, sich die guten Ansätze Müntzers

und der Wiedertäufer zu vergegenwärtigen.

Thomas Müntzer wurde ungefähr 1489 in Stolberg geboren und wuchs wahrscheinlich in Quedlinburg auf. Er studierte von 1506 bis 1512 Geisteswissenschaften und Theologie (das sog. artistische Studium) in Leipzig und in Frankfurt/Oder und war zwischen- durch eine Zeitlang Lateinlehrer (collaborator) in Aschersleben. Er wurde zum Priester der Diözese Halberstadt geweiht. Er war anders als Luther ein Weltpriester, nicht ein Mönch. Er hatte dann seit 1514 ein Altarlehen an der St. Michaelskirche in Braunschweig, ließ sich dort jedoch nach einiger Zeit vertreten und war dann Stiftspropst in einem freiweltlichen Damenstift in



Frose (Anhalt), einer klosterähnlichen Einrichtung, die von Gernrode aus geleitet wurde. – Beeinflusst durch die beginnende Reformation, war er dann vertretungsweise Pfarrer in Jüterbog und dann Priester und Beichtvater in Beuditz bei Weißenfels in einem Nonnenkloster.

Er wurde hernach auf Luthers Empfehlung Pfarrer in Zwickau und kam dort in Kontakt zu einem vierköpfigen Konventikel, den sog. Zwickauer Propheten. Sie predigten eine erweckliche Geistestheologie der Ausgewählten. Er geriet dort in Konflikt mit einem weltmännischen, humanistischen Prediger Johannes Silviu Egranus. Zunächst findet er Rückhalt bei dem Rektor der Lateinschule, Georgius Agricola (einem späteren Pionier der technischen Wissenschaften),

und bei dem Ratsherrn Stella. Als dieser Ratsherr plötzlich starb, wurde er aus der Stadt verdrängt – unter Zahlung des vollen Rest-Gehalts. Damals hielt er sich übrigens noch von politischem und sozialem Aufruhr deutlich fern.

Er unternahm dann zwei Reisen nach Böhmen, nämlich nach Saaz (Zatec), einem Zentrum des Hopfenanbaus in Nordböhmen, und nach Prag (1521), der Stadt des Jan Hus. – Ein dort von ihm verkündetes Prager Manifest, das inhaltlich von der Erwartung einer nahenden Endzeit geprägt ist und von einem heute noch redenden Gott sprach, trifft auf das Missfallen der gemäßigten hussitischen Obrigkeit, die es sich nicht der katholischen Monarchie verderben will. Dass die Zeit der Offenbarungen Gottes wieder da sei, will kein kirchliches Regiment so gern hören, es sei denn in sehr geordneter, maßvoller Form. – Er kam zunächst dort unter Hausarrest und wurde dann der Stadt Prag verwiesen.

Er war dann Pfarrer in einer Kirche in Halle an der Saale, genauer gesagt in Halle-Glauchau (1522). Dort lernte er eine adlige Witwe aus dem Bekanntenkreis Luthers, Felicitas von Selmnitz, kennen. Sie war es vermutlich, die ihn dann für eine probeweise Pfarrstelle in der St. Johannis-Kirche in Allstedt am Kyffhäuser, einer kursächsischen Exklave, empfohlen hat. Dort war er dann parochius (Gemeindepfarrer) von März 1523 bis zum 8. August 1524. Hier heiratete er die entlaufene Nonne Otilie von Gersen (Görschen)<sup>4</sup>. Sie gebar ihm zu Ostern 1524 einen Sohn; später war ein weiteres Kind unterwegs. In Allstedt führte er eine neue liturgische Gottesdienstordnung in deutscher Sprache ein. Allstedt liegt am Fuße einer großen Burg, einer Kaiserpfalz. Der Amtmann des Kurfürsten Friedrichs des Weisen, Hans Zeyss, unterstützte ihn bis zu einem gewissen Grade.

Seine Neuerungen im Gottesdienst be-

sagten: Das Abendmahl wurde auch den Laien in beiderlei Gestalt (Brot und Wein) gereicht; der Priester stand hinter dem Altar und blickte auf die Gemeinde, das Läuten der Glocken wurde – zumindest bei den Wandlungsworten – abgeschafft und die Liturgie wurde, wie gesagt, in deutscher Sprache gesprochen oder gesungen. Die Anrufung der Heiligen unterblieb. Die entsprechenden Feste entfielen. Reliquien blieben unbeachtet. Der – an sich gut katholische – Grundsatz vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen wurde sozusagen hervorgeholt und stark betont. – Bilderstürmerei fand hier nicht statt, jedenfalls nicht in den Allstedter Pfarrkirchen.

Die Kindertaufen und die sakramentale Eheschließungen wurden beibehalten. Er lehrte auch, dass Glauben und gute Werke für den Menschen in gleicher Weise heilbringend seien. Er betonte den Stellenwert der Bibel, indem er nicht einzelne Verse (die sog. Perikopen) der Epistel und des Evangeliums vorlas oder vorlesen ließ, sondern jeweils das ganze Kapitel.

Er sprach auch von Träumen, die man nach dem Lesen der Bibel haben könne, und von ihrer Deutung.

In Bezug auf die Weltkirche betonte er den Vorrang von Synoden und Konzilien gegenüber den Bischöfen und dem Papst.

Er hatte in Allstedt eine eigene Druckerei zu Gebote – für seine Texte und liturgischen Noten.

Nun lag Allstedt in einer Exklave, und die Gebiete darum herum waren oft noch altgläubig (Herzogtum Sachsen-Leipzig). Es gab Verfolgungen und Verhaftungen der altgläubigen Obrigkeiten, der Fürsten und Feudalherren, gegen die nach Allstedt ziehenden Gottesdienstbesucher. Damals hatte die Obrigkeit dort 60 Jahre zuvor die Abweichungen der Waldenser mit Feuer und Schwert bekämpft, so dass man nun nicht einfach klein begeben wollte. Um die Gottes-

dienstbesucher, darunter auch Bergleute aus Sangerhausen und dem Mansfelder Land, vor den gewaltsamen Drangsalierungen und den Auslieferungersuchen der Feudalherren zu schützen, gründete sich mit Müntzers Zustimmung ein Verteidigungsbündnis, der sog. getreuliche Bund göttlichen Willens (1524). Im August musste Müntzer Allstedt verlassen und begab sich über Nordhausen nach Mühlhausen.

Damals lehnte es der auch radikale Theologe Dr. Andreas Karlstadt ab, diesem Bund etwa beizutreten, weil man das Wort Gottes nicht gegen die Obrigkeit mit Waffengewalt verteidigen dürfe. Karlstadt hatte eine Weile sogar sein geistliches Amt niedergelegt und war Landwirt in der Nähe von Wörlitz gewesen – und ließ sich mit „Bruder Enders“ anreden. Er war nun jedoch wieder Pfarrer in Orlamünde.

Müntzer wandte sich vor allem auch gegen den Klerus und die durch Bücher geschulten Gelehrten und hielt sie teilweise für eine parasitäre Schicht, die sich nach der Zeit der Apostel zwischen das Wort Gottes und das Volk Gottes eingeschaltet hatte und eine Art Interpretationsmonopol für sich beanspruchte. Hier fiel der Satz (im Prager Manifest): „Aber am Volk zweifele ich nicht<sup>5</sup>.“

Man hat aus Müntzers Betonung der umfassenden, kreatürlichen Schöpfung auch herauslesen wollen, dass er die erschaffene Natur als eine Art zweites Buch Gottes neben der Bibel ansah. Wir kennen aus der deutschen Romantik (J. v. Eichendorff) dann ja ähnliche Gedanken. Hier wird eigentlich verkannt, dass die Natur doch auch ambivalente Seiten hat, Idylle und Ernüchterung. In diesem Sinne hielt er nun auch Juden und Türken für religiös ansprechbar.

Er wandte sich, nach anfänglichem Werben für seine Sache, auch gegen Fürsten und regionale Grafen, sofern sie ihn nicht unterstützten. Er meinte, sie hätten ihre Pflichten:

Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, Geleitschutz, Wege-Aufsicht, Schutz der Kirchen und der Witwen und Waisen, nicht wahrgenommen, sondern führten ein ausbeuterisches und ignorantes Wohlleben. Er sah in ihnen dann meistens indolente Schinder und Schaber, also (gottlose und böse) Tyrannen.

Eine Ausnahme bildeten die Grafen von Schwarzburg und von Stolberg-Wernigerode, die ihn halbwegs, unter dem Druck der Aufständischen, unterstützen. Frankenhausen lag im schwarzburgischen Gebiet.

Hingegen wandte er sich eher weniger gegen die wohlhabenden städtischen Eliten, auch weil er von ihnen oftmals halbwegs unterstützt wurde. Er polemisierte allerdings gegen die Truhen mit barem Gelde und die Hortungen von Zinntellern in den Häusern der Patrizier.

Es wurde dann im revolutionären Mühlhausen eine Armenspeisung eingerichtet – unter Inanspruchnahme des enteigneten Kloster-Vermögens. Er hielt sich dort in Mühlhausen von August bis Ende September 1524 und von Februar bis Mai 1525 auf. Als er durch Mehrheitsbeschluss zu einem Zug durch das Ober-Eichsfeld bewogen worden war, ordnete er sinngemäß an, dass das im April und Mai 1525 erbeutete Geld und Edelmetall der Stadtkasse in Mühlhausen zugeführt werde, und dass die Naturalien und die erbeuteten Textilien (Messgewänder) den Mitwirkenden dann gehören sollten.

Sein eigenes, maßvolles Gehalt erhielt er von der Stadtkasse in Mühlhausen; und er hatte eine freie Pfarrwohnung in einer ehemaligen Johanniterkommande in der Stadt.

Im März 1525 wurde ein revolutionärer, sog. Ewiger Rat<sup>6</sup> gegründet; ewig, weil er nicht mehr jährlich durch rotierende Selbstergänzung wechseln sollte. Wahlberechtigt waren alle Männer der inneren Stadt, die ein

Haus hatten oder Steuern zahlten; auch zumindest eine Frau durfte mit abstimmen. Eine andere wohlhabende Bürgersfrau<sup>7</sup> fing an, angeleitet durch Müntzers Mitstreiter Heinrich Pfeiffer, auch Taufen zu vollziehen.

Müntzer ließ auch in Mühlhausen in einer der großen Kirchen den Chor zumauern. Die einen sagten, für ein Waffen- und Pulverlager, die anderen sagten: für ein geplantes Gefängnis für seine Gegner.

Er unterschied zwar in seiner Theologie zwischen Auserwählten und Gottlosen, aber seine Allstedter Liturgie wandte sich an die ganze kirchlich geprägte Bevölkerung, sofern sie ihm zuhörte. Erst als die Bauern und Plebejer in Frankenhausen schon fast umzingelt waren, warnte er vor falscher Barmherzigkeit – in Bezug auf die Behandlung einiger weniger verhasster Feinde; und er verkündete bei Frankenhausen aus der Mitte der Versammlung einige wenige Todesurteile, die auch vollstreckt wurden.

Der Satz, dass alles allen gehört (*omnia sunt communia*) stammt sinngemäß aus dem Neuen Testament<sup>8</sup>. Er ist ihm erst im peinlichen Verhör in Heldrungen abgepresst oder untergeschoben worden.

Er wies seine Mitbürger und Gemeindeglieder auch auf das Kreuz, das Leiden und das Urteil des Jüngsten Gerichts hin. Er achtete auf die Unverletzlichkeit der Ehen und wies die Gemeindepfarrer in seinem Einflussbereich an, ihre Pfarrköchinnen nun zu heiraten.

Er war im reiferen Alter stets von Endzeiterwartungen geprägt, teilweise ähnlich wie der junge Luther. Andererseits spielte der Gedanke des in der Offenbarung (Apokalypse) des Johannes prophezeiten 1000-jährigen Reiches<sup>9</sup> keine allzu große Rolle bei ihm. Man nennt diese Haltung Chiliasmus oder Millenarismus, nach den griechischen und lateinischen Worten für Tausend (*chilioi* bzw. *milie*). Auch das apokalyptische Neue Jerusalem

Gottes, die Vision der Hütte Gottes bei den Menschen<sup>10</sup>, ist ihm nicht ganz so wichtig.

Er berief sich in seiner Fürstenpredigt im Sommer 1524 in der Allstedter Schlosskirche auf das 2. Kapitel des Buches Daniel, nämlich die Vision von den kommenden Weltreichen (Nebukadnezars Traum von den vier Weltreichen).

Er kannte und las auch eine pseudo-joachitische Schrift, die er damals für echt hielt. – Joachim von Fiore, ein selig gesprochener Zisterzienserabt (um 1200) aus Kalabrien, hatte die Weltgeschichte in drei aufeinanderfolgende Epochen periodisiert: das Reich des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. – Diese posthum verkündete Lehre des Joachim wurde dann von der katholischen Kirche verworfen, weil sie die Trinität zerteilt. Es hieß dann „Opera Christi proficiunt“ – die Werke Christi gehen voran. Noch der vorige Papst Benedikt XVI. hat sich in diesem, zuletzt abwehrenden Sinne mit Joachim beschäftigt<sup>11</sup>.

Er (M.) fühlte sich auch als Kämpfer Gottes mit dem Schwert des Gideon<sup>12</sup>. Also eine Art selbsternannter Gotteskrieger, eine Sichel Gottes oder ein williger Botenläufer Gottes.

In der Schlacht von Frankenhausen am 15. Mai 1525 wertete er einen Sonnenhalo, eine Art Regenbogen, im Sinne des 1. Buches Mose<sup>13</sup> als Zeichen der Treue Gottes zu den Menschen.

Müntzer berief sich durchweg auf die Bibel, er meinte aber auch, dass man sich nach Lektüre der Bibel eigene, vom Geist Gottes bewirkte Gedanken machen sollte und sich auch auf Träume und auf die erzählten Träume der Begleiter einlassen sollte. Darin war er von der deutschen Mystik beeinflusst. Es grenzt fast an Schamanismus. Er hatte einen älteren Begleiter um sich, den sog. Vater von Liedersdorf<sup>14</sup>, der ihm seine Träume mitteilen sollte.



Er (Müntzer) war von den Schriften des Straßburger Dominikaner-Predigers Johannes Tauler (1300–1361) beeinflusst; Sie kennen vielleicht dessen allegorisches Adventslied „Es kommt ein Schiff, geladen“. Tauler galt als gut katholisch; nur im späteren Jesuitenorden war seine Lektüre untersagt (wohl wegen der geforderten verinnerlichten Selbstschau bei Tauler).

Auch der halb-häretische, aus Thüringen stammende Theologe Meister Eckart (1260–1328), ein führender Dominikaner, ist hier zu nennen. Meister Eckart meinte, dass man mit Gott auf Augenhöhe sprechen könne. Er musste sich dann vor dem Papst in Avignon rechtfertigen und verstarb dort noch vor seiner Anhörung.

So forderte Müntzer von den Auserwählten auch ein christusförmiges Leben; das geht über die herkömmliche mystische Lehre von der „Nachfolge (imitatio) Christi“ (Thomas von Kempen, \*1380) noch hinaus.

Gegen das biblische Argument, dass der sog. Schächer am Kreuz im letzten Moment von Jesus gerettet wurde (also ohne eine vorherige gute Leistung), wandte Müntzer einmal ein, dass ja der Bitte des Schächers um die Fürsprache Christi ein eigener Läuterungsvorgang vorausgegangen sei. Er sei also kein passables Vorbild für einen säumigen Christen<sup>15</sup>.

In weltlicher Hinsicht wollte Müntzer seinen Herrschaftsbereich einige Meilen um Mühlhausen herum und auch im Lande Hessen einrichten (gemeint ist die Gegend um Eschwege, Kassel und Marburg).

Solange Kurfürst Friedrich der Weise († 5. Mai 1525) lebte, ist Müntzer kaum ein Leid zugefügt worden, außer einer kurzen Haft in Fulda auf der Durchreise; auch Friedrich der Weise ließ sich manchmal von Träumen leiten, und er riet der Herrenseite zur Mäßigung im Bauernkrieg.

In seiner „Hochverursachten Schutzrede“

(1524) schrieb Müntzer, dass die Gewalt des Schwertes bei der ganzen Gemeinde liege<sup>16</sup>. In diesem Sinne ist auch die Wahl des sog. Ewigen Rates in Mühlhausen im März 1525 zu verstehen.

Die Grundgedanken Martin Luthers (1483–1546), der ja auch aus dem Harzgebiet, aus Eisleben, stammte waren in vieler Hinsicht konträr zu denen Müntzers.

Luther trat dafür ein, die Bibel möglichst wörtlich, aber auch vernünftig, auszulegen. Sicherlich ist das ein vor-kritisches Schriftverständnis. Er war frei von mystischen Deutungsversuchen, wie sie etwa Tauler, Meister Eckhart und Mechthild von Magdeburg vertreten hatten. Über die Apokalypse des Johannes sagte er in distanzierter Weise: „Mein Geist kann sich in dieses Buch nicht schicken.“ Allerdings berief er sich gern auf das diesem Buch vorgeschaltete Sendschreiben an die sieben Gemeinden in Kleinasien. – Er war der Auffassung, dass es nach der Zeit der Apostel, also nach 100 n. Chr., keine neue Offenbarungen oder göttlich inspirierte Visionen mehr geben könne.

Luther meinte im Sinne der Hauptbriefe des Paulus, dass der Mensch allein aus Glauben und Gnade gerechtfertigt werde – und dass er auf Grund und nach dieser Rechtfertigung Werke der Barmherzigkeit tun werde. Die Bergpredigt sei zwar ein bindendes Gebot Jesu Christi, ihre Befolgung und Umsetzung sei aber dem Menschen in seiner Sündhaftigkeit nicht aus eigener Kraft möglich. Gute Werke seien oftmals in der Nähe zur Berechnung oder Heuchelei zu sehen.

Er berief sich vor allem auf die notwendige Scheidung zwischen dem Reich des Glaubens und der Religion, das fromme Leute hervorbringe – und dem Reich des Staates und der Obrigkeit, in dem es nach Recht und Gesetz zugehe.

Privateigentum und Handel sind für ihn



gemäß den Zehn Geboten erlaubt, hingegen Wucher und Spekulationsgeschäfte verboten. Aus dem Vermögen der enteigneten Klöster sollte für die Armen, Witwen und Waisen gesorgt werden.

Durch die lutherischen Ordnungsvorstellungen wurde auch den bürgerlichen Berufen ihre Würde gegeben. Auch der täglich um seine Existenz und seinen Broterwerb ringende Mensch sei durch das Lesen der Bibel zur Erkenntnis Gottes fähig und berufen, so meinte er. Philipp Melancthon, Luthers Gehilfe, trat daher für die Hebung des Schulwesens ein. Er stammte aus Bretten (Baden-Württemberg).

Luther, ursprünglich ein Augustiner-Eremit, also ein Mönch, war eigentlich Professor des Neuen Testaments in Wittenberg, nicht der Dogmatik. Er war auch nicht, wie etwa Calvin, Jurist gewesen. Er hatte einige Wochen in Erfurt Jura studiert, wechselte aber dann ja zur Theologie über. Im Abendmahls-Verständnis kommt diese recht wörtliche Bibelauffassung Luthers auch zum Ausdruck (Marburger Religionsgespräch 1529).

Im Pietismus, einer Glaubensströmung innerhalb der ev. Landeskirchen, wird an Luther seit etwa 1700 kritisiert, dass er eine Rechtfertigung ohne Heiligung propagiert habe. Der Pietist will auch den inneren Menschen immer wieder neu und rein werden lassen. Diese Auffassung ist aber im Hauptstrom des Luthertums (Konkordienformel)<sup>17</sup> nicht recht üblich. Die ersten Pietisten mussten gegenüber den Anwürfen der lutherischen Orthodoxie dann auch dartun, dass sie mit Müntzers Lehren nun nichts gemein hatten.

Luther und Müntzer waren über Luthers Mutter Margarete geb. Lindemann weitläufig miteinander verschwägert. Der damalige Bürgermeister von Bautzen, Michel Monczer, war wohl ein angeheirateter Cousin

von Margarete Luther, geb. Lindemann<sup>18</sup>. Monczer machte nach dem Bauernkrieg geltend, er sei zwar mit Müntzer verwandt, habe aber mit dem Aufstand nichts zu tun gehabt.

*Moderation der Vortragsveranstaltung: Dipl.-Sozialwissenschaftler und Dipl.-Päd. Karsten Färber.*

- 1 H. Böhmer: *Gesammelte Aufsätze*. Gotha 1927; darin S. 187 – 222: „Th. Müntzer und das jüngste Deutschland“.
- 2 Vgl. F. Winterhager: *Einzigster bürgerlicher Kanzler im Kaiserreich. Vor fünfzig Jahren starb Georg Michaelis*. In: *Das Parlament* Nr. 29 / 30 (1986), S. 16.
- 3 W. Nigg: *Das Buch der Ketzer*. Zürich 1949<sup>3</sup>. Zu Müntzer: S. 351 – 360 und S. 522.
- 4 Vgl. M. Kobelt-Groch: *Müntzer, Ottilie, geb. von Gersen (Görschen) [...] Nonne, Pfarrfrau, Anhängerin der radikalreformatorischen Bewegung*. In: E. Labouvie (Hrsg.): *Frauen in Sachsen-Anhalt [...] Köln u. a.* 2016, S. 272 – 276.
- 5 Th. Müntzer: *Schriften und Briefe*. Gütersloh 1968, S. 500, Zeile 3.
- 6 Vgl. G. Vogler: *Th. Müntzer und die Aufstandsbewegung in Thüringen*. In: ders. (Hrsg.): *Bauernkrieg zwischen Harz und Thüringer Wald*. Stuttgart 2008, S. 225 – 242, bes. S. 230.
- 7 Katharina Kreutter.
- 8 Apg. 2, 44f.; 4, 32 ff.
- 9 NT, Offb. Kapitel 20.
- 10 Offb. Kap. 21, Vers 3 (In Kap. 21 ist vom neuen Jerusalem die Rede.)
- 11 Generalaudienz in Rom am 10. März 2010. Text der Ansprache in: *Die Tagespost* Nr. 30 vom 13. März 2010, S. 8.
- 12 AT, Buch der Richter 6 – 8. — Ähnlich wie Gideon zog er im Mai 1525 mit nur 300 Kämpfern nach Frankenhausen.
- 13 AT, Genesis 9, Vers 12 – 17.
- 14 Liedersdorf ist heute ein Stadtteil von Allstedt.

- 15 NT, Ev. Lukas 23, Vers 39 – 43.  
16 Vgl. Müntzer: *Schriften und Briefe* (MSB), S. 328 f.  
17 Die Konkordienformel, beschlossen 1577 in Berge bei Magdeburg, war ein Kompromiss-text nach innerlutherischen Streitigkeiten. In Kapitel 12 geht es dort um die Haltung zu sog. Sekten und Rottengeistern.  
18 Vgl. U. Bubenheimer: *Thomas Müntzer – Herkunft und Bildung*. Leiden 1989, S. 22.  
\* Vortrag in Goslar, Rosa-Luxemburg-Verein, Hof-café in der Okerstraße, 12. Mai 2017

Friedrich Winterhager,  
geb. 21.2.1953 in Berlin, Studium der lateini-schen Philologie und der Geschichte in Berlin und Würzburg. Promotion in Philologie über die Geschichte der Erforschung des Bauernkrieges,

Lehrtätigkeit in Nie-dersachsen, haupt-amtliche Mitarbeit in der Bildungspla-nung und Lehrerfort-bildung. Weiterbildung zum Archivar. Lehrauf-träge in Kirchenges-chichte an der Universität Hildes-heim. Jetzt als Ober-studienrat Projektbeauftragter für Archiv und Universitätsgeschichte an der Universität Hildes-heim). Schriftführer in einem Kreisvorstand der CDA, Mitglied der Internationalen Bonhoeffer-Gesellschaft.



Friedrich Winterhager

## Themen und Aktionsfelder der Religiösen Sozialist(inn)en in der Vergangenheit III

CuS *Christ und Sozialist*. Zum 40jährigen Beste-hen der Neuen Folge II

Von Reinhard Gaede

### 2. Die mittlere Phase 1984–1987

1984 wurde Klaus Kreppel verantwortlicher Redakteur und löste Siegfried Katterle in die-ser Funktion ab. In Heft 1/1984 hat die Re-daktion in einem Brief an die Leser Bilanz ge-zogen. Sie hat sich damals gewünscht, dass zu Aufsätzen, Berichten und Besinnungen, zu Dokumentationen, Nachrichten und Rezen-sionen auch andere journalistische Genres tre-ten sollten: Kommentar, Glosse, Satire, mehr Interviews. Das Thema Dritte Welt müsse mehr in den Vordergrund treten, ebenso die Bereiche Pädagogik, Kultur-, Natur-Wissen-schaften. Der Darmstädter Gruppe verdankt die Zeitschrift viele Anregungen in Ökologie

(Thema Startbahn West) und Pädagogik (Freie Schulen).

Die äußere Form änderte sich; die Hefte wa-ren übersichtlicher, da die Themen auf der Ti-telseite erschienen.

Ab 1985 bildeten sich allmählich Schwer-punkt-Themen: Religiöse Sozialisten im Be-ruf, Befreiungstheologie, Nicaragua, Abrüs-tung, Genossenschaften, Judentum und So-zialismus.

Einen Einschnitt bedeutete Nummer 3 im Jahr 1986, die mit den Christen für den So-zialismus hergestellt wurde. Der äußeren Form nach trifft auf diese Nummer die selbstkritische Bezeichnung „Schülerzeit-ung“ teilweise zu. Aber interessant ist die An-regung, Karikaturen oder andere Zeichnun-gen aufzunehmen.

### 3. Die jüngste Phase 1988–1990

In der letzten Phase erhielt die Zeitschrift ihre

bisher schönste Form: Themen-Hefte, an einer Überschrift kenntlich, abgesetztes Feld für Themen. Folgende kamen zur Sprache: Recht auf Arbeit, religiöser Sozialismus in Weimar, Flüchtlinge, Hunger, Südafrika, Frühe Sozialisten, Marx und Judentum, Befreiung, Gerechtigkeit, oder Mammon. Eine neue Rubrik „Lebenszeichen“ berichtete über Lebensformen, mit denen wir „uns verbunden wissen“. Ein Gewinn war auch die Rubrik „Zeitansage“, mit aktuellen Kommentaren. Neue Autoren konnten gewonnen werden. Die neue Form fand Anklang. Erhard Griese, der jetzt verantwortlich redigierte, hatte maßgeblichen Anteil an diesen Verbesserungen.

Dennoch war kein Anlass zur Selbstzufriedenheit. Die redaktionelle Arbeit steckte in der Krise. Desgleichen war eine finanzielle Krise heraufgezogen, seit der Bund seine Aufgaben erweitert hatte.

In den letzten Jahren traten die Flugblätter, redigiert von Günter Ewald, hinzu. Die Arbeit in Thematischen Zentren auf Kirchentagen fand große Beachtung, band aber auch Kräfte. Der Kreis der Redakteure ist zu klein geworden. Nach dem Ausscheiden von Marlis Cavallaro und Sylvia Krautter sind andere Frauen nicht hinzugekommen. Die Krise hatte darin ihren Höhepunkt, dass immer mehr Aufgaben Erhard allein zufielen. Abgesehen von seiner Überlastung fehlte der bereichernde Austausch in einer größeren Runde.

#### 4. Die Leser(innen)

Umfragen gab es noch nicht. Aber die Leser, die der Zeitschrift die Treue gehalten haben, sind als Sympathisierende anzusehen. Viele haben Tagungen des Bundes miterlebt. Einige gehörten sogar zu den Mitgründern. Viele arbeiteten in anderen Organisationen mit und schätzten das Blatt als Forum. Entweder kamen sie eher aus der politischen oder aus der kirchlichen Arbeit. Auch Arbeiter waren da-

bei, allerdings wenige. Viele Leser hatten die Chance, Erkenntnisse aus CuS umzusetzen in ihrer Berufsarbeit.

#### 5 . Funktion

Im Unterschied zu progressiven Zeitschriften mit unverfänglichen Namen (z.B. Junge Kirche) ist der Name CuS Signal für eine religiöse und politische Option, auch im internationalen Bund so einzigartig. Zwar ist Sozialismus derzeit kein beliebtes Wort, aber die Zeitschrift kann nach wie vor als Forum Menschen sammeln, die in Projekten arbeiten (Friedens-, Dritte Welt-, Betriebsgruppen). Der eigene Anspruch, christlicher Gesprächspartner der Arbeiterbewegung zu sein, wird noch viel zu wenig eingelöst. Allerdings sind wir gezwungen, in ihrem Interesse statt ihrer zu handeln, wo sie sich durch Parolen des Großkapitals blenden lässt. Die Veranstaltungen der Berliner Religiösen Sozialisten mit Vertretern der Gewerkschaften sind (nach früheren Aktionen von Günter Ewald auf der Universitäts- Gewerkschafts-Ebene) ein ermutigender Fortschritt gewesen.

#### 6. Forderungen für die Zukunft (Hagen 5.5.1990)

1. Größere Redaktion, Beteiligung von Frauen, möglichst Personen aus verschiedenen Berufen, ein Redakteur aus der Gewerkschaft, oder einer sozialistischen Betriebszeitung
2. Mindestens 4 Sitzungen im Jahr, gemeinsame Entscheidung, umfassende und gleiche Information für alle Redakteure
3. Verstärkung der Werbung, Verkauf an Buchhandlungen (mit Gewinnspanne für diese) und an Stadtbibliotheken, Flugblätter („Flyer“), Anzeigen in geistesverwandten Zeitschriften und Zeitungen
4. Preiswerte Herstellung von CuS

5. (Fast) Kosten deckender Verkaufspreis
6. Leser(innen)-Treffen in den Regionen, Umfragen wegen ihrer Wünsche
7. Veranstaltungen mit sozialistischen Autor(inn)en (Idee von Filip Wårnsberg, Gen. Sekr. des schwedischen Bundes)
8. Kooperation mit CfS-Korrespondenz
9. Kooperation mit anderen Organisationen im Internationalen Bund der Religiösen Sozialisten, besonders mit den deutschsprachigen.
10. Ausweitung der Öffentlichkeitsarbeit auf Ostdeutschland, damals noch DDR.

### Die Phase 1990–1995

Während alles Interesse sich auf die Wiedervereinigung beider deutscher Staaten richtete, machte Heft 1/1990 Europa zum Thema. Gegenüber Kapitalkonzentration und Umwelt-Zerstörung gab es hier ein Hearing für die an den Rand gedrängten Gruppen (Loretta Williams, Darmstädter Resos, Gert Rüppell). Ein zweites Thema war der Zusammenbruch der kommunistischen Systeme Osteuropas und die Frage nach der Zukunft des Sozialismus (August Rathmann, Willy Spieler, Thomas Kremers-Sper). Auch zwei Lebensbilder enthält das Heft: Hartmut Hövelmann über Adolf Grimme, Erhard Griesse über Rudi Dutschke.

Katholisch hieß das Thema des zweiten Heftes, das zum Katholiken-Tag in München auslag. Uns nahestehende Ansätze bzw. katholische Stimmen aus unserer Bewegung kamen zu Wort (Norbert Greinacher, Vekoslav Grmic, Klaus Kreppel, Manfred Böhm, Eugen Drewermann). Man kann eben keine Brücke von der Mitte her bauen, so hieß es kritisch gegenüber der Hierarchie. Es geht um den Mut zur Solidarität mit den Unterdrückten.

Die letzte Doppelnummer des Jahres trägt den Titel „Rechenschaft“. Sie enthält eine Predigt (Dietrich Schirmer) und eine Rede (Jan Koopmans), Beiträge zum Glauben heute (Er-

hard Griesse), zur Bibel im Kontext der Arbeitswelt (Isolde Böhm), auch Beiträge zum Kollaps der DDR mit der klärenden Frage: „Welcher Sozialismus ist tot?“ (Renate Müller, Dick Boer, Erhard Griesse) Mit der Antwort der Bundes-Resolution gesagt: „Das Ende der DDR bedeutet nicht das Scheitern des Sozialismus.“ Zum Golf-Krieg nimmt Nr. 1/1991 mit einer Resolution des Bundes Stellung. Ökologie ist dann ein Thema mehrerer Beiträge (Gerard Minnaard, Erhard Griesse, Thomas Kremers-Sper). Die Darmstädter, diesem Thema verpflichtet, betonen ihre Selbständigkeit. Auch ein Bericht über Lateinamerika und unser Projekt in Nicaragua wurde gedruckt (Konrad Braun, Udo Fleige, Christoph Weidinger). Trauer über den Tod Aurels von Jüchen kommt zum Ausdruck.

Heft 2/1991 nimmt das Thema einer Bibelarbeit des Kirchentags auf. Zu was für einem Leben befreit Gottes Geist? (Ingo Baldermann), „Evangelium und Revolution“ im Kontext Nicaraguas (Olivia Alvarez), „Gedanken eines Arbeiters über das Reich Gottes“ (Gunter Schwarze, N.N) heißen die Beiträge. „Soziale Marktwirtschaft auf dem Prüfstand“ (Siegfried Katterle) – dieser wirtschaftspolitische Artikel weist den allmählichen Abbau sozialstaatlicher Steuerung nach und widerspricht kapitalistischer Normalität. Dass neben der Mehrzahl politischer und theologischer Beiträge wieder ein ökonomischer folgt, ist sehr wichtig. Ein Artikel Aurel von Jüchens erscheint posthum. Die Neuauflage des Bibelwerks von Leonhard Ragaz wird gewürdigt (Erhard Griesse). Heinz Röhr, seit 30 Jahren Mitglied, bekommt einen Glückwunsch zum 60. Geburtstag (Uli Peter).

Wegen der strukturellen Bosheit des Kapitalismus bleibt Sozialismus aus christlicher Verantwortung unser Ziel. So ein Beitrag von Willy Spieler aus der Schweiz.

Unter dem Thema Religion widmen sich Beiträge von Heft 3/1991 dem Judentum,

dem Islam und der katholischen Soziallehre. Während der Dialog von Christ(inn)en, Juden und Jüdinnen seit Martin Buber und Leonhard Ragaz in unserer Bewegung immer schon eine Heimat hatte, ist die Begegnung mit dem Islam dem Interesse von Heinz Röhr und der Frankfurter Gruppe zu verdanken. Die Beiträge würdigen die islamische Mystik (Sufismus) (Heinz Röhr, Erhard Griesse), und auf christlicher Seite entreißen sie die Tradition der Arbeiterpriester der Vergessenheit (Ferdinand Troxler). Das Heft klärt auch den Wert der Anknüpfung an den Religionsbegriff in unserer Bewegung (Erhard Griesse).

Gegen Ausländerhass wenden sich zwei Beiträge des Heftes 4/1991 (Ulrich Peter), die durch eine Resolution des Bundes verstärkt werden (vgl. auch die der Regionalgruppe Neckar-Alb in CuS 1/92). Sie analysieren Gründe der Pogromstimmung und kennzeichnen das Ausmaß des Versagens herrschender Politik. Auf der Gegenseite entsteht das Lebensbild von Chaim Seeligmann, eines jüdischen Sozialisten, unseres Dialog-Partners in Israel vom Kibuz-Forschungs-Institut Yad Tabenkin (Theodor Schulze). Mein Beitrag über Umwelt – Probleme in der Ostsee berichtet über eine Tagung des Internationalen Bundes, bei der sich 40 Männer und Frauen aus Ökologie, Kirche und Politik trafen. Sie kamen aus Polen, Litauen, Estland, Ungarn, Schweden und Deutschland.

Anlässlich der Kolonisierung des amerikanischen Kontinents vor 500 Jahren ist das Heft 1/1992 eine kritische Reflexion von Eroberung und Mission (Cesar Jerez, S.J. †, Norbert Greinacher). Buße statt Jubelfeier ist also angesagt. Aufbrüche zu Demokratie und Sozialismus werden gewürdigt (Frei Betto, Centro Ecumenico Antonio Valdivieso).

Das unaufgebbare Humanum, das im Sozialismus enthalten ist, ist Thema des zweiten Heftes. Es wehrt sich gegen das Tri-

umphgeschrei über den Sieg des Kapitalismus. Gegen negative Genüßlichkeit in der Darstellung gegenwärtigen und künftigen Unglücks wendet sich D. Sölles Predigt an die Linken und fordert, Hoffnungen zum Überleben zu suchen. Marie Veit bringt die drei Essentials des Sozialismus in Erinnerung: Brot und Arbeit, medizinische Versorgung, Bildung, alles dies für alle. Lebensrecht, Menschenwürde ist die Grund-Orientierung. Annemarie Schönherr gibt Ernesto Candenal Recht: Gescheitert ist der Kapitalismus, denn er hat bisher keins der großen Weltprobleme zu lösen vermocht. Udo Fleiges Artikel heißt entsprechend: ‚Der erste Tag des Sozialismus‘. Zum Schluss kommen in meinen Interviews Partner aus Litauen (Jonas Siaurukas), Estland (Peeter Ernits, Rein Kitsing) und Polen (Nikodim Chlubek) zu Wort, die sich für die Rettung der Natur, besonders der Ostsee, einsetzen.

Auch in der Doppelnummer des Jahres richten Beiträge von Claudia Biehler den Blick auf das Baltikum. Die lettische Volkswirtschaft und der Alltag in Rußland werden analysiert. Größere Aufmerksamkeit erreichte Ulrich Peters Artikel über das ehemalige Jugoslawien. Er untersucht die Geschichte seit 1878, um die Spannungen unter den Völkern zu erklären und nach dem Kollaps der Ökonomie das Zerbrechen der Partei und des Staates, den Bürgerkrieg und die Bildung der Machfolgestaaten in der Chronik der Ereignisse darzustellen. Deutlich wird auch der Mangel an Unterstützung für die Friedensbewegung. Zu den Überfällen auf Asylanten gibt es eine gemeinsame Resolution von BRSD und Initiative Christliche Linke (ICL) in den neuen Bundesländern. Die Christen für den Sozialismus (Cfs) entschließen sich nach langem Zögern zu einer Zusammenarbeit. Es blieb allerdings nur die Absichtserklärung übrig.

Mit Nr. 1/1993 übernahm ich die Schrift-



leitung. „Flüchtlinge schützen ohne Kompromiss“ war zuerst das Thema. Von der Demonstration am 14. Nov. 1992 im Bonner Hofgarten druckten wir die Rede von Volkmar Deile: „Grundrechte in Krisenzeiten bewahren. Für ein Europa der Humanität“. Ebenso das Statement des Komitees für Grundrechte und Demokratie: „Bonner Asylkompromiss verfassungswidrig“. Über Ursachen und Erscheinungsbild des deutschen Rechtsextremismus schrieb Claudia Biehler. Siegfried Katterle setzte sich mit der Wirtschaftsdenschrift der EKD auseinander. Die US-Intervention in Somalia wurde kritisch dargestellt von Maho Aves, und Udo Fleige warnte vor hegemonialen Interessen, die die Friedenssicherung behindern.

„Gegen Arbeitslosigkeit und Armut“ war das Thema des zweiten Hefts 1993. Solidarität muss allen Notleidenden gelten. Ernst Ulrich Huster kritisierte mit dem Beitrag über „Lebenslage Armut“ unser soziales System und beschrieb Ausgrenzungsmechanismen. Ulrich Peter sieht im Unternehmerlager die Aufkündigung der Sozialpartnerschaft. „Arbeitslosigkeit und Wirtschaftssystem“ heißt die Untersuchung der Regionalgruppe Hadop zusammen mit der Arbeitsloseninitiative Dortmund und der (katholischen) Initiative Kirche von unten. „Die letzten Jahre der Familie N“ ist eine Sozialreportage. Willibald Jacob und Berliner Betriebsräte berichten über den Arbeitsplatz-Abbau in Berlin. Eine Tagung über religiösen Sozialismus in der Akademie Badens und der Pfalz, reißerisch angekündigt, enthielt außer Referaten auch eine Kontroverse zwischen unserm Bundessprecher Ulrich Peter und einem Redakteur der „Welt am Sonntag“. Gegen fälschliche Beschuldigungen und unfaires Verhalten der Tagungsleitung musste U. Peter sich wehren. Er würdigt in diesem Heft auch das Leben unserer Mitglieder Heinrich Albertz

(1915–1993) und Ludwig Metzger (1902–1993).

„Thesen gegen die Angst“ von Paul Oesterreicher ist der Hauptartikel des Heftes 3/1993. Er möchte der Kirche neuen Mut für Ihren Auftrag schenken. Dazu gehört auch Sebastian Roses Andacht über Jesu Gleichnis vom Senfkorn. Über die Belegschaft von Bischofferode, die vor der Stilllegung der Kali-grube sie besetzte, schreibt U. Peter einen Solidaritäts-Artikel, und es folgt die Predigt von OKR Pfarrer Zimmermann am Ort. Über das Mitarbeitervertretungsgesetz der EKD schreibt Wolfgang Kreil, Christa Peter berichtet über den Kirchentag. Und Marie Hirsch erhält einen Glückwunsch zum 90. Geburtstag. (Klaus Bajohr)

Die Idee für CuS 4/1993 war, die Perspektive „der da unten“ vor Weihnachten zu zeichnen. „Obdachlosigkeit und Wagenburgen in Berlin“ – das Interview von Christa Peter und Oliver Vogelsmeier passte dazu. 30.000 Menschen, stellvertretend für mehrere Hunderttausend, kamen so in den Blick. Notiert wurde die Brutalität der Regierenden, die räumen ließen, aber auch Solidaritätsaktionen. Ulrich Peter hat mit dem Artikel „Sparen bei den Reichen“ auf Steuerhinterziehung in großem Ausmaß hingewiesen: Jährlich werden Steuern in Höhe von 50% der gesamten Lohnsteuern nicht entrichtet. Mittelständische Unternehmen werden statistisch gesehen nur noch alle 9,5 Jahre durchleuchtet. Der Bericht von Angela König: „Bosnien – Drei Monate am Rand des Krieges“ nimmt Partei für leidende Frauen, Die Evangelische Frauenarbeit hat Frauengruppen unterstützt, die ihrerseits den Kriegsopfern, besonders auch den vergewaltigten Frauen, helfen. Heike Bethé und Matthias Nauwerth haben über Chile geschrieben, 20 Jahre nach der Niederschlagung des demokratischen Sozialismus in diesem Land. Ein Sozialismus mit menschlichem Antlitz wurde von den USA



mit Unterstützung der deutschen Regierung bekämpft. Der Aufsatz von Klaus Bajohr über Karl Barths Schrift „Theologische Existenz heute!“ (1933) rechnet mit der unpolitischen Barth-Schule (Scholder u.a.) ab, indem er die Wahrnehmung H. Gollwitzers und der religiösen Sozialisten beachtet. Er beschreibt Barths Weg von einem impliziten („im Raum der Kirche“) zu einem expliziten („von der Kirche aus in die Welt hinein“) Widerstand. Dietrich Braun hat Helmut Gollwitzers Leben (1908–1993) gewürdigt unter der Überschrift „Befreiung zur Solidarität“. Solidarität heißt „Freiheit für den andern, wie Gott frei ist für uns“. Der Artikel ist wertvoll für uns, weil „Golli“ zusammen mit Heinrich Albertz, Kurt Scharf, Aurel von Jüchen, August Rathmann zu den verehrten Mitgliedern und Freunden unseres Bundes aus der älteren Generation gehörte. In diesem Heft erinnern wir auch an Herbert Sorgius (1912–1993).

Mit den Bildern von der Wagenburg und von „Golli“ gehört dieses Heft zu den Glanzlichtern unseres Layouters Andreas Hesse.

## 5. Ein neuer Name CuS Christin und Sozialistin. Christ und Sozialist

Mit CuS Heft 1/1994 beginnt der neue Name. Die Graphik des Titels hatten wir gemeinsam beraten und diesem Entwurf von Andreas Hesse zugestimmt. Inhaltlich entsprechend der Ergänzung war das Heft Frauen-Themen gewidmet. Bischöfin Maria Jepsen wurde interviewt von Wolfgang Lünenbürger, und Marion Bierig schrieb zum Thema „Keine Kirche ohne Visionen vom Reich Gottes“. Luise Schottroff schrieb über „Paulus und die Frauen“. Friederike Stockmann-Köckert und Hella Hertzfeld haben den Blick auf Frauen gelenkt, die in den östlichen Bundesländern unter der Wirtschaftskrise besonders leiden. Conny Bücken schreibt über Frauen, die in Frauenhäusern

vor Gewalt Zuflucht suchen. Die Landesarbeitsgemeinschaft der autonomen Frauenhäuser NRW muss mehr Unterstützung vom Land NRW bekommen. Der Artikel von Krista Schlegel über die Rolle der Frau in der Gesellschaft Perus ergänzt das Bild im Blick auf die Länder der Dritten Welt. Notwendige Ergänzungen für die gesellschaftskritische Perspektive hat Udo Fleige gegeben. Ulrich Peters Lebensbild von Hildegard Wegscheider gibt unserm Frauenheft auch eine zeitgeschichtliche Perspektive. In der Geschichte von CuS ist es eine bedeutende Nummer, weil sie in Themen und Sprache die Beiträge von Frauen für unsere Bewegung hervorhebt. Die Nummer ist bald (trotz höherer Auflage) vergriffen.

Heft 2/1994 hat als Schwerpunktthema Katholizismus. Die Nummer erschien zum Katholikentag in Dresden, wo unsere Bewegung sich am Kirchentag von unten beteiligte. Ralf Ostermanns Beitrag über Heinrich Mertens und das „Rote Blatt der katholischen Sozialisten“ (1929–1930) entstammt seiner Magisterarbeit. Unser Mitglied Hermann Daniel hat seinen Weg geschildert: Vom Arbeiterpriester zum Gemeindepfarrer. Hermann wirkt in einem Stadtteil Dortmunds, Arbeitslosenquote 25 %, Ausländeranteil 33 % und versucht, in Auseinandersetzung mit dem traditionellen Milieu, die Option für die Armen zu verwirklichen. Klaus Kreppels Rezension zur Biographie von Josef Rüther (1881–1972) gehört ebenfalls zum Thema. Erhard Grieses Artikel „Ein bißchen Religion für möglichst viele“ setzt sich mit dem Dilemma der Volkskirche auseinander und plädiert für überschaubare, verlässliche Gemeinschaft.

Ulrich und Christa Peter haben nach ihrer Israel-Reise die Friedensbewegung dort skizziert. Einen Bericht unseres Freundes Chaim Seeligmann haben wir in kurzer Form als Brief weitergegeben. Nach dem Abkommen

von Oslo (13.9.93) wuchs trotz des Massakers von Hebron die Hoffnung auf Frieden zwischen Israelis und Palästinensern.

Unser Freund gibt auch ein Lebensbild des politischen Pädagogen und Widerstandskämpfers Adolf Reichwein (1898-1944). Oliver Vogelsmeier hat den Bericht über unsere April-Tagung geschrieben. Dabei geht es um unser Verhältnis zur Initiative Christliche Linke (ICL). Beide Gruppen verstehen sich als „Schwesterorganisationen“. „Unser kleines Projekt, das Würde baut“, heißt Udo Fleiges Bericht über Nicaragua,

Heft 3/1994 stellt wieder das Thema Asyl in den Vordergrund, gleichsam als Testfall, ob wir aus den Feiern 60 Jahre (so die Korrektur des Druckfehlers) Theologische Erklärung Barmen etwas gelernt haben. Christa und Ulrich Peters Besuch auf dem Internationalen Kongress in England hat die Manuskripte von Karl Helmreich/Österreich und Hilary Russell/England gebracht. Willy Spieler, Redaktion Neue Wege, hat aus der Schweiz die Artikel von Beat Leuthardt und Andreas Schmutz besorgt. Die Artikel zeigen die Tendenz zur „Festung Europa“, die sich abgrenzt und Flüchtlinge abschiebt. Aber auch Mut

und Ausdauer der Solidaritätsgruppen wird gewürdigt.

Ulrich Peter berichtet über die Situation Berlins, die von „Arbeitsplatz-Vernichtung und sozialem Kahlschlag“ geprägt wird.

Heft 4/1994 hat als Hauptschwerpunkt den Entwurf für die neuen „Vorläufigen Leitsätze“ des Bundes. Nach den Wandlungen in Osteuropa, nach zunehmender Dringlichkeit ökologischer Orientierung war die Neubestimmung fällig. Die Thesen wurden im April 1994 auf der gemeinsamen Tagung mit der ICL vorgetragen und auf der Herbsttagung vertieft. Mit welchem Widerstand wir rechnen müssen, macht U. Peters Artikel über den Hegemoniegewinn der gesellschaftlichen Rechten deutlich. In der Asyl-Frage werden zehn EKD-Thesen kritisiert, dagegen die der Rheinischen Kirchenleitung gewürdigt. Auch der 100. Geburtstag unseres ältesten Mitglieds August Rathmann wird gefeiert.

Mission und Entwicklung – dieser Artikel von Bärbel Fünfsinn informiert über eine Konsultation lateinamerikanischer und karibischer Kirchen.

*Fortsetzung folgt*

## Bunt statt braun\*

*Von Frank-Matthias Hofmann*

**B**ürgerinnen und Bürger, Demokratinnen und Demokraten, ich grüße euch herzlich. So viele sind gekommen. Das ist toll! Warum sind wir heute hier? Weil es in diesen Zeiten heißt: Zusammenzustehen für Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, gegen die Feinde der Demokratie: Sie rufen zwar „Wir sind das Volk“, aber in Wahrheit verkörpern sie nur eine Minderheit, sind ewig Gestrige, die ihre Lehren aus der deutschen Geschichte nicht gezogen haben. Es heißt zusammenzustehen:

Für das in Deutschland hart errungene Recht auf freie Meinungsäußerung mit dem Ziel, einen offenen Diskurs in einer kritikfähigen Gesellschaft zu pflegen; Für die Freiheit der journalistischen Berichterstattung. Wir stehen auf gegen die Parteien, die Journalisten die Türen ihrer Parteitage vor der Nase zuknallen, die nur ihre eigene Meinung gelten lassen wollen, die hinter verschlossenen Türen ihre braune, ungenießbare Brühe anrühren, auch heute wurde wieder von der NPD die Presse ausgeschlossen. Es heißt, aufzustehen gegen Nationalisten, Rassisten und Antisemiten. So stehen wir hier auf diesem

Platz, weil wir allen Menschen gleich welcher Hautfarbe, Religion oder kulturellen Zugehörigkeit die gleiche Rechte zuerkennen. Wir wollen mit ihnen in einen fruchtbaren Austausch kommen. Wir sehen in einem bunten Deutschland die vielen Farben aus aller Welt als etwas an, was uns bereichert und nicht als etwas, was irgendjemandem von uns etwas wegnimmt. Wir stehen hier auf diesem Platz und lassen uns weder von NPD, noch von AfD, noch von der Identitären Bewegung, noch von den Reichsbürgern einreden, dass Menschen, die vor Terror und Krieg fliehen müssen, hier bei uns keine Aufnahme finden dürften. Wir haben genug Platz und Geld in einem der reichsten Länder der Erde für die, die gekommen sind und noch kommen werden. Wir lassen uns von den Rechten keine Krise einreden. Denn die wenigsten Flüchtlinge kommen nach Europa. Die 60 Millionen Flüchtenden sind Binnen-Emigranten in ihren kriegs- und bürgerkriegszerstörten Ländern. Dort ist die wahre menschliche Tragödie und Krise anzusiedeln. Und in den unmittelbaren Nachbarländern, die selbst arm sind, und die dennoch die meisten Flüchtenden aufnehmen. Das nenne ich dramatisch und nichts anderes. Das Boot ist nicht voll. In der Arche Noah ist mehr Platz als gedacht. Wenn wir menschlich sind zu denen, die zu uns flüchten, wird der bunte Regenbogen Gottes über uns leuchten. Jesus selbst hat gesagt: „Siehe, ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.“ (Matth. 25,35) Und: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“ (Luk.10,27) Jesus kennt keine Fußnoten, mit denen das, was er allgemeingütig gesagt hat, wieder eingeschränkt würde. Jesus hat nicht gesagt: „Liebe deinen Nächsten, aber mach es abhängig von der jeweils geltenden Kassenlage!“ Finanzvorbehalte gegen Menschenfreundlichkeit gibt es nicht! Und eine Obergrenze für die Nächstenliebe erst recht nicht!

Wir stehen hier auf diesem Platz, weil wir wissen und es laut rufen: Menschenrechte sind unteilbar, sie gelten für alle: Für die, die hier geboren sind; für die, die schon länger als Migrantinnen und Migranten bei uns leben, für die, die ganz neu zu uns kommen, weil die Welt immer hasserfüllter wird und immer mehr Verrückte an den Schalthebeln der Macht sitzen, egal ob im Westen oder Osten, im Süden oder im Norden. In solchen verrückten Zeiten lasst uns einen kühlen Kopf, einen klaren Verstand bewahren! Lasst uns Probleme, die entstehen, sachlich, menschen- und fehlerfreundlich bearbeiten. Gemeinsam schaffen wir das! Auch wenn andere sich nach und nach von diesem Satz verabschieden: Die christlichen Kirchen formulieren ihn nach wie vor.

Wir stehen hier auf diesem Platz, denn wir suchen das, was uns verbindet und nicht das, was uns trennt: Wir treten ein für ein buntes Saarland, ein buntes Deutschland, in dem keine Jüdin, kein Moslem, kein Homosexueller, kein Transgender, keine Farbige, kein Mensch mit einer körperlichen oder geistigen Behinderung von unserer Gesellschaft ausgeschlossen wird. Wir wollen eine aktive, inklusive Bürgergesellschaft, in der jede und jeder ihren und seinen Platz finden kann.

Lassen wir uns doch nicht von Rechtsextremen einreden, die Flüchtlinge seien an allem schuld. In Nazi-Deutschland waren es die Juden, die an allem schuld sein sollten. Heute sollen es die Muslime sein. Das ist diskriminierende Singularsprache und abzulehnen. Damals wie heute werden Sündenböcke gesucht, auf die man alle Probleme meint, abwälzen zu können. Wer es zu nichts gebracht hat, findet so jemanden, auf den er immer noch herabschauen kann, auf dem er meint herumtrampeln zu können. Wo das im Nationalsozialismus endete, wissen wir, in Stigmatisierung und Pogrom, in der Gestapo-Zelle dort unten im Keller des Saarbrücker

Schlusses und in Auschwitz. Wir sollten unsere Lektion gelernt haben: Nie wieder gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, nie wieder Pogrome, nie wieder Auschwitz!

Reißen wir den Wölfen im Schafspelz die Masken vom Gesicht, mit denen sie uns zu täuschen versuchen. Laufen wir nicht den Rattenfängern nach, die wie der Rattenfänger von Hameln mit ihren vermeintlich lieblichen Schallmeienklängen die Kinder ins Verderben führte!

Prägen wir uns den Satz ein: Wo es wie schon einmal nationalistisch heißt „Mein Land zuerst“, – „America first“, „Deutschland zuerst“, „Nederland eerst“, was auch immer – dort trifft man sich irgendwann auf Soldatenfriedhöfen oder KZ-Gedenkstätten wie der Neuen Bremm wieder. Das wollen wir nie wieder erleben. Unsere Mütter und Väter haben nach 12 Jahren 1000-jährigem Reich geschworen: Vom deutschen Boden sollen nie wieder Ausgrenzung, Rassismus, Krieg ausgehen. Daran erinnern wir heute.

Wir stehen auf gegen alle, die unsere bunte Gesellschaft in eine einheitsgraue zurückverwandeln wollen. Dunkeldeutschland – das ist dort oben vom Schloß. Wir aber wollen uns nach Kräften bemühen, ein helles, freundliches Deutschland zu präsentieren. Dafür lohnt es sich, jeden Tag neu zu kämpfen. Bleibt wachsam und werdet nicht feige! Ich danke euch!

*\*Rede bei der Kundgebung „Bunt statt Braun“ vor dem Saarbrücker Schloss anlässlich des NPD-Bundesparteitages im Schloss am Samstag, den 11.3.2017, vor 4000 Teilnehmenden; die Rede wurde in verkürzter Form gehalten.*

*Frank-Matthias Hofmann, geboren 6.2.1959 in Heidelberg, aufgewachsen in Lambrecht/Pfalz. Nach dem Abitur 1978 in Neustadt Studium der Theologie in Bethel, Göttingen, Utrecht, Amsterdam und am Jüdischen Lehrhaus in Hilversum. 1985*



**Frank-Matthias Hofmann**

*Gastvikariat in der ref. Gemeinde Nordhorn Nach dem 2. theologischen Examen bei der Ev-ref. Kirche in Leer/Ostfriesland 1989 bis 2006 Gemeindepfarrer der Prot. Kirchen-Gemeinde Rheingönheim, Ludwigshafen, Mitbegründer ihrer Partnerschaft mit Cape Coast /Ghana, 1991-1997. Moderator der Reformierten Konferenz Hessen-Pfalz, Stellvertretender Vorsitzender des Ausschusses Juden und Christen des Reformierten Bundes, 2000 Mitglied im landeskirchlichen Ausschuss Juden und Christen sowie Mitbegründer von Foren Juden und Christen in Kloster Frenswegen und Ludwigshafen. Seit 1.9.2006 ist er Beauftragter der Evangelischen Kirchen für das Saarland.*

**Rede zum 1. Mai 2017 in Detmold**

## Wir sind viele. Wir sind eins

Von Maïke Finnem

**L**iebe Kolleginnen und Kollegen, im so genannten „Superwahljahr 2017“ sind wir Gewerkschaften besonders gefor-

dert, deutlich zu machen, worin die großen gesellschaftlichen Herausforderungen für unsere Arbeit sehen und welche Antworten wir anbieten. Und welcher Tag wäre besser dafür geeignet als der 1. Mai, an dem

wir uns alle gemeinsam und solidarisch unter dem Motto „Wir sind viele – wir sind eins“ bundesweit versammeln und Stärke zeigen – so auch hier in Detmold.

Unsere Forderungen stehen unter dem Motto Respekt und Solidarität. Die Politik muss die Lebenssituationen und die Sorgen der Menschen ernst nehmen und entschlossen gegen prekäre Beschäftigungsverhältnisse vorgehen. Die Einkommensschwachen und sozial Benachteiligten brauchen eine klare Perspektive auf sichere und gute Arbeit. Das Recht auf Bildung für alle Menschen muss umgesetzt werden. Nur mit starken Gewerkschaften, lebendiger Mitbestimmung und stabiler Tarifbindung kann es eine positive Entwicklung geben.

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

Es lohnt sich, einen Blick auf das zu werfen, was wir Gewerkschaften erreicht haben:

Der DGB hat dafür gesorgt, dass die Rentenpolitik ein zentrales Thema im Bundestagswahlkampf ist. Die gesetzliche Rente muss auch zukünftig für ein gutes Leben reichen. Es kann nicht sein, dass wir immer länger arbeiten müssen und dafür immer niedrigere Renten beziehen. Daher muss das Rentenniveau gesichert und langfristig deutlich angehoben werden. Nur wenn wir die gesetzliche Rente stärken, können wir den Lebensstandard im Alter sichern und wachsende Altersarmut verhindern.

Der gesetzliche Mindestlohn ist eine Erfolgsgeschichte und hat mitnichten Arbeitsplätze gekostet, wie seine Gegnerinnen und Gegner immer behauptet haben.

Wir haben dafür gesorgt, dass die gesetzlichen Rahmenbedingungen für Leiharbeiterinnen und Leiharbeiter hinsichtlich der Höchstüberlassungsdauer und dem Equal-Pay-Grundsatz verbessert worden sind. Sie dürfen in Zukunft nicht mehr eingesetzt werden, um Streik zu brechen. Auch die Um-

wandlung von missbräuchlichen Werkverträgen in Leiharbeit ist untersagt.

Eine neue wohnungspolitische Debatte ist entbrannt, in die sich der DGB intensiv eingebracht hat. Zusammen mit Mieter- und Verbraucherorganisationen konnten wir die Politik für Missstände sensibilisieren. Wir fordern eine Nach-Justierung der Mietpreislösung, eine verstärkte öffentliche Förderung des sozialen Wohnungsbaus, eine andere Liegenschaftspolitik der öffentlichen Hand sowie eine Stärkung genossenschaftlicher Aktivitäten im Wohnungsbau.

Wir Gewerkschaften haben uns für eine faire Globalisierung stark gemacht. Unsere Proteste haben dazu beigetragen, dass TTIP und TiSA vorerst auf Eis liegen. Das Abkommen zwischen der EU und Kanada ist nur mit Mühe unterzeichnet und im europäischen Parlament verabschiedet worden. CETA ist kein gutes Abkommen – weder für Beschäftigte, Verbraucherinnen und Verbraucher, noch für die Umwelt – solange nicht starke Sozial- und Umweltstandards verankert werden und Verstöße mit Sanktionen belegt werden. Hier muss nachverhandelt werden.

Für Nordrhein-Westfalen gilt:

Wir haben das Tariftreue- und Vergabegesetz, das endlich wieder Chancengleichheit bei der Bewerbung um öffentliche Aufträge herstellt und dafür sorgt, dass Menschen, die für das Land oder die Kommune eine Straße bauen oder ein Gebäude renovieren, ordentlich bezahlt werden!

Die Studiengebühren sind wieder abgeschafft, ein beitragsfreies Kita-Jahr ist eingeführt worden.

Das neue Landesgleichstellungsgesetz und das reformierte Dienstrecht bieten bessere Möglichkeiten der Frauenförderung im öffentlichen Dienst – die Art und Weise liegt noch zur Entscheidung bei Gericht – aber die Richtung ist klar: Wir wollen mehr Frauen-

förderung, wir wollen mehr Frauen in Führungspositionen, wir wollen, dass die gut qualifizierten Frauen nicht auf der Strecke bleiben!

Liebe Kolleginnen und Kollegen, wir sind viele – wir sind eins und haben so schon viel erreicht! Aber wir sind weit davon entfernt, zufrieden zu sein!

Die Rechtspopulisten – seien es die AfD, Präsident Trump, Marine Le Pen oder wie sie alle heißen – wollen den Keil der Spaltung immer tiefer in unsere Gesellschaft treiben, indem sie Fremdenfeindlichkeit, Hass und Gewaltbereitschaft säen. Das dürfen wir nicht zulassen. Wir Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter geben Rechtspopulisten keinen Zentimeter Raum für ihre demokratiefeindlichen und gewerkschaftsfeindlichen Vorstellungen. Wir haben uns ausführlich mit den Programmen der AfD beschäftigt: Anstatt auf mehr Dialog und positive Veränderungen zu setzen, schürt sie Misstrauen zwischen Deutschen und Zuwanderern, zwischen Bürgern und ihren gewählten Abgeordneten, zwischen Journalisten und ihrer Leserschaft. Damit versucht sie, einen Keil in unsere Gesellschaft zu treiben. Sie nutzt das Bekenntnis zur sozialen Marktwirtschaft nur für ihre Propaganda. Dahinter steht ein Gesellschaftsbild, in dem der Starke über den Schwachen herrscht, in dem die Gleichstellung von Männern und Frauen genauso wie Arbeitnehmerrechte keinen Platz haben. Wer so redet, fördert die Spaltung der Gesellschaft. Dem stellen wir uns entgegen, und das sollten wir bei den Wahlen auch deutlich machen! Geht wählen und nutzt euer demokratisches Recht!

Ich sage ganz deutlich: Die AfD ist aus Sicht des DGB NRW und seiner Gewerkschaften eben keine Alternative. Sie ist nicht wählbar. Unsere Alternative heißt Respekt und Solidarität.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, wir sind

viele – wir sind eins! Unser Bekenntnis ist die solidarische Gesellschaft.

Menschen fliehen vor Kriegen, Hungersnöten und vor politischer oder rassistischer Verfolgung. Zuerst flüchten sie in sicherere Regionen im Herkunfts- oder Nachbarland. Ein Teil von ihnen sucht Schutz in Europa und Deutschland. Die Zahl hat sich 2016 gegenüber dem Vorjahr mehr als halbiert. Die Gründe dafür sind die restriktiveren Bestimmungen, die Schließung der so genannten Balkanroute und das Abkommen zwischen der Europäischen Union und der Türkei. Gleichwohl: Die Europäische Union insgesamt und Deutschland haben eine Verantwortung bei der Aufnahme von Geflüchteten, für ein faires und zügiges Asylverfahren sowie für die Integration.

Zentrale Faktoren für eine nachhaltige Integration, die auf gleiche gesellschaftliche und ökonomische Teilhabechancen zielt, sind ein sicherer Aufenthalt, ausreichende Sprachkenntnisse, anerkannte schulische und berufliche Qualifikationen und nicht zuletzt die Bereitschaft aller Beteiligten zur Akzeptanz der im Grundgesetz verankerten Menschenrechte.

Die Eingliederung in Ausbildung und Arbeit ist eine zentrale Voraussetzung für die gesellschaftliche Integration. Aber – wie bei anderen Arbeitssuchenden auch – es geht nicht um irgendeine Arbeit. Es geht um menschenwürdige Arbeit, die fair entlohnt wird. Das, liebe Kolleginnen und Kollegen, gilt natürlich auch für diejenigen, die in den Unterkünften arbeiten. Dass am Gehalt für die Beschäftigten gespart werden soll, dass Kosten auf Kosten der Beschäftigten reduziert werden sollen, das geht gar nicht! So kann es nicht sein, dass bei dem Betreiberwechsel in der Unterkunft in Oerlinghausen zum DRK 60 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gekündigt worden ist, und nun dieselbe Arbeit für 500 € weniger im Monat geleistet werden soll.



Das geht gar nicht! Liebe Kolleginnen und Kollegen, ihr seid mit der Unterstützung von verd.i auf einem guten Weg und setzt euch zur Wehr. Dabei habt ihr unsere volle Solidarität, denn wir sind viele – wir sind eins.

Arbeitszeit ist ein bestimmendes Thema unserer Zeit.

Es ist nicht hinnehmbar, dass immer mehr Menschen 50 Stunden und mehr in der Woche arbeiten und andere dafür gar keine Arbeit haben oder in Teilzeitbeschäftigungen gefangen sind. Knapp eineinhalb Millionen teilzeitbeschäftigte Männer und Frauen würden gerne mehr arbeiten.

Es ist nicht hinnehmbar, dass in Deutschland Jahr für Jahr fast 2 Milliarden Überstunden geleistet werden – und die Hälfte davon wird noch nicht einmal bezahlt.

Es ist nicht hinnehmbar, dass es nach wie vor nur sehr schwer möglich ist, Familie und Beruf – und hier meine ich alle anfallenden Sorgearbeiten, dazu gehören Kindererziehung, Haushalt und Pflege – unter einen Hut zu bringen.

Eine Milliarde unbezahlte Überstunden – das ist nicht nur unanständig, das ist bares Geld: Beim Durchschnittslohn wären das 19 Milliarden Euro im Jahr, die sich die Arbeitgeber in die eigene Tasche stecken. Ist das der Dank für gute Arbeit, der Dank für Rekordgewinne und Exportüberschüsse? Ist das der Dank dafür, dass die Kolleginnen und Kollegen immer öfter am Abend und an den Wochenenden malochen? Und – das wissen wir alle – zum Teil unter widrigen Umständen, ohne Rücksicht auf die Gesundheit.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, das kann nicht so weitergehen.

Jede Stunde, die gearbeitet wird, muss auch bezahlt werden.

Wir brauchen mehr Zeit und die Möglichkeit, unsere Arbeitszeit je nach Lebensphase anzupassen.

Wir brauchen Arbeitszeitmodelle, die sich

im Rahmen vollzeitnaher Teilzeit bewegen. Die Rückkehr von einer Teilzeit in eine Vollzeitbeschäftigung muss möglich sein, ohne Wenn und Aber!

Wir brauchen keine Experimente mit Ruhezeiten und dem Achtstundentag!

Wir haben ein Recht auf Feierabend. Arbeit braucht Grenzen, Arbeit braucht Erholung, Arbeit braucht Gesundheit!

Liebe Kolleginnen und Kollegen, wir sind viele – wir sind eins.

Die Beschäftigungsquote steigt, prekäre und atypische Arbeit bleiben. Uns geht es darum, diese unsicheren Beschäftigungsverhältnisse zurückzudrängen. Für eine gute Zukunft, brauchen wir gute Arbeit, die unbefristet und tariflich bezahlt ist – und keine Leiharbeit und keine Minijobs. Von 32 Millionen abhängig Beschäftigten sind etwa ein Drittel nicht normal beschäftigt. Wir haben fast acht Millionen Teilzeitbeschäftigte, von denen mehr als die Hälfte unter 20 Stunden in der Woche arbeitet. Auch viele der zwei Millionen Solo-Selbstständigen sind prekär beschäftigt. Atypisch und prekär Beschäftigte tragen hohe Risiken am Arbeitsmarkt, viele können nicht von ihrer Arbeit leben. Ihnen droht Altersarmut. Diese Jobs bedeuten eine Sackgasse für die Beschäftigten, sie können von einem „richtigen“ Arbeitsplatz nur träumen.

Minijobs spielen nach wie vor eine große Rolle. Nahezu jede fünfte abhängige Beschäftigung ist ein Minijob, das trifft mehrheitlich Frauen. Minijobs bieten kaum berufliche Perspektiven und keine eigenständige soziale Absicherung. Löhne werden gedrückt und Arbeitnehmerrechte oft systematisch unterlaufen. Selbst nach der Einführung des gesetzlichen Mindestlohns verdienen noch mehr als 12 % der Beschäftigten mit einem Minijob als Haupterwerb weniger als 8,50 Euro! Bezahlten Urlaub erhält nur jeder dritte, Entgeltfortzahlung im Krank-

heitsfall sogar nur jeder zweite Minijobber. Arbeitnehmerrechte werden mit Füßen getreten. Gleiche Arbeit, gleicher Lohn, gleiche Rechte – das muss auch für Minijobs gelten. Deshalb, liebe Kolleginnen und Kollegen, müssen die gesetzlichen Rahmenbedingungen geändert werden. Die Verstöße gegen Arbeitnehmerrechte müssen durch wirksame Kontrollen bekämpft werden!

Werkverträge werden immer wieder missbraucht. Die Beschäftigten werden dabei oft wie das eigene Personal eingesetzt, dabei sind sie billiger, haben weniger Rechte und können jederzeit wieder weggeschickt werden. Liebe Kolleginnen und Kollegen, das muss sich ändern!

Tarifbeschäftigte Lehrkräfte erhalten immer noch deutlich weniger als ihre verbeamteten Kolleginnen und Kollegen, bei gleicher Ausbildung und vergleichbarer Tätigkeit. Es ist uns gerade erst gelungen, den Zustand der Tariflosigkeit für Lehrkräfte an Schulen in NRW zu beenden. Bisher entschied der Arbeitgeber – immerhin das Land NRW – nach Gutsherrenart in Erlassen über die Eingruppierung der Tarifbeschäftigten. Dieser Tarifvertrag ist schwer erkämpft, besonders nachdem uns der Beamtenbund 2014 über den Tisch gezogen hat. Aber es ist mit der Einführung der Stufe 6 ein Einstieg gelungen auf dem Weg zu gleichem Lohn für gleichwertige Arbeit! Hier werden wir dranbleiben, denn am Ziel sind wir noch lange nicht!

Wir Gewerkschaften werden weiterhin für gleichen Lohn mit gleichen Rechten bei gleicher Arbeit kämpfen, liebe Kolleginnen und Kollegen, wir sind viele – wir sind eins.

Zwischen 1993 und 2013 hat sich die Zahl der befristet Beschäftigten verdreifacht. Auch wenn in den letzten Jahren die Zahl der Befristungen leicht zurückgegangen ist, ist der Anteil derjenigen Beschäftigten, die ohne Sachgrund befristet sind, auf inzwischen 48

Prozent drastisch gestiegen. Diese Entwicklung gibt Anlass zur Sorge. Die Zahlen belegen, dass befristet Beschäftigte geringere Löhne erhalten, schlechtere Arbeitsbedingungen haben, ein erhöhtes Risiko, arbeitslos zu werden und geringere Aufstiegschancen haben. Besonders betroffen sind junge Kolleginnen und Kollegen. Vor dem Befristungswahn machen auch öffentliche Arbeitgeber nicht halt: So sind an den Hochschulen bis zu 80% befristet beschäftigt, häufig mit Vertragslaufzeiten von deutlich weniger als zwei Jahren. Das ist ein Skandal! Befristung bedeutet Unsicherheit. Unsicherheit über die eigene Zukunftsplanung und Unsicherheit bei der Gründung einer Familie. Wie soll ich denn eine ordentliche Wohnung mieten, eine Familie gründen, wenn ich nicht einmal weiß, ob und wenn ja, wo ich in zwei Jahren arbeite?

Hier muss die Politik endlich handeln. Daueraufgaben brauchen Dauerstellen! Liebe Kolleginnen und Kollegen, wir brauchen sichere und fair bezahlte Arbeit! Wir sind viele – wir sind eins!

In Deutschland erhalten Frauen 21 Prozent weniger Gehalt als Männer. In keinem anderen Land der Europäischen Union ist die Entgeltlücke so groß. Frauen steigen häufiger aus dem Beruf aus oder arbeiten in Teilzeit – immerhin fast jede zweite Frau –, weil familiäre Verpflichtungen meist auf ihren Schultern lasten. Sorgearbeit verrichten immer noch zu zwei Drittel Frauen, selbst wenn die berufliche Arbeitszeit in einer Partnerschaft etwa gleich ist. Frauen erreichen seltener Führungspositionen, obwohl sie die höheren Abschlüsse machen, seit Jahren gibt es mehr Abiturientinnen als Abiturienten. Der Karriereknick setzt in der Regel dann ein, wenn eine Familie gegründet wird und Frauen ausscheiden, pausieren oder in Teilzeit gehen. Dann werden sie von ihren männlichen Kollegen überholt.

Der dritte extrem gewichtige Grund ist, dass frauendominierte Tätigkeiten – wie beispielsweise Erzieherin, Krankenschwester oder Pflegerin – im Vergleich zu Facharbeitern viel zu gering entlohnt werden.

Aber selbst, wenn man alle diese Gründe herausrechnet, bleibt ein Lohnunterschied von sieben Prozent. Das bedeutet, Frauen haben weniger Geld in der Tasche, nur weil sie Frauen sind. Das ist ein klarer Verstoß gegen unsere Grundwerte. Liebe Kolleginnen und Kollegen, das ist nicht hinnehmbar!

Deswegen fordern wir:

- den flächendeckenden Ausbau hochwertiger Betreuung für Kinder und Pflegebedürftige,
- faire Aufstiegschancen für Frauen durch verbindliche Ziel- und Zeitvorgaben in den Betrieben und Dienststellen
- und vor allem: eine bessere Bezahlung frauendominierter Berufe! In diesem Sinne versteht sich auch unsere Kampagne Ja 13 – weil Lehrerinnen es verdienen und die Kampagne zur Aufwertung des Sozial- und Erziehungsdienstes. Alle Lehrerinnen und Lehrer, egal an welcher Schulform, müssen gleich bezahlt werden. Erzieherinnen und andere pädagogische Fachkräfte verdienen mehr!

Liebe Kolleginnen und Kollegen, Der Satz: kleine Kinder – kleines Geld, große Kinder – großes Geld darf nicht mehr gelten. Wir sind viele – wir sind eins!

Bildung bewegt. Bildung ist Menschenrecht, sie dient der Persönlichkeitsentwicklung, Bildung gilt als Schlüssel zur gesellschaftlichen Teilhabe, sie eröffnet den Zugang zum Arbeitsmarkt. Der Zustand unseres Bildungswesens, liebe Kolleginnen und Kollegen, wird diesen legitimen Ansprüchen jedoch bei weitem nicht gerecht. Das gilt für Quantität und Qualität der Bildungsangebote und -einrichtungen ebenso wie für deren Finanzierung.

Für NRW heißt das:

Kolleginnen und Kollegen leisten in den Kitas herausragende und wichtige Bildungsarbeit – allerdings unter kaum zumutbaren Bedingungen! Wir brauchen möglichst bald ein neues Kita-Gesetz, das endlich die strukturelle Unterfinanzierung der Einrichtungen beendet und zugleich einen deutlich verbesserten Personalschlüssel garantiert. Wir brauchen möglichst bald ein neues Kita-Gesetz, das Beschäftigten neben ausreichend Zeit für die Arbeit mit den Kindern auch ausreichend Zeit für die anderen anspruchsvollen Aufgaben gibt. Wir brauchen möglichst bald ein neues Kita-Gesetz, das verlässliche Vertretungen und Fortbildungen mit einkalkuliert.

In Deutschland hängt der Bildungserfolg immer noch stark vom sozialen Umfeld ab, in dem die Kinder und Jugendlichen aufwachsen. Die soziale Schieflage bleibt die Achillesferse unseres Bildungssystems. Es kann doch nicht sein, dass in einem Land wie NRW, die Wahrscheinlichkeit, nach der Grundschule eine Gymnasialempfehlung zu erhalten, zwischen 10% und 90% schwankt, abhängig vom sozialen Hintergrund und dem Stadtviertel, in dem die Kinder zur Schule gehen. So können Forscher mit 70%-iger Wahrscheinlichkeit allein anhand des Wohnortes den Schulabschluss voraussagen, den ein Kind vermutlich erreichen wird. Liebe Kolleginnen und Kollegen, das ist ein Skandal! Hier muss Politik dringend für mehr Chancengleichheit sorgen!

Aber bei allen bildungspolitischen Forderungen, die daraus resultieren – wie beispielsweise der flächendeckende Ausbau und die qualitative Weiterentwicklung des Ganztags, die Einführung eines schulscharfen Sozialindexes, der dafür sorgt, dass Schulen mit schlechteren Bedingungen besser ausgestattet werden sowie ein gebührenfreies Bildungssystem von der Kita bis zur Hoch-

schule und zum Meisterbrief – dürfen die Arbeitsbedingungen, unter denen die Kolleginnen und Kollegen in den Schulen unsere Kinder und Jugendlichen unterrichten, nicht aus dem Blick geraten. Sie sind wesentlich für das Gelingen guter Bildung! Ich nenne einige Beispiele:

Für die offenen Ganztagsgrundschulen brauchen wir eine finanzielle Ausstattung, die eine tarifliche Bezahlung nach dem Tarifvertrag für den öffentlichen Dienst sicherstellt, die Befristung und kleinste Teilzeit beendet sowie Qualitätsstandards setzt. Die Qualität darf nicht von der Höhe des Elternbeitrags und der freiwilligen Zuzahlung der Kommunen abhängen, die in Nordrhein-Westfalen zwischen 0 Euro und mehr als 2000 Euro jährlich pro Kind schwankt.

Inklusion ist ein Menschenrecht und nicht verhandelbar. Aber die Bedingungen in den Bildungseinrichtungen müssen so gestaltet sein, dass sie gelingen kann und dürfen nicht dazu führen, dass die Kolleginnen und Kollegen ausbrennen. Den schönsten Programm-Sätzen der Landesregierung steht in der Realität eine mangelhafte Ausstattung von Schulen und Kitas gegenüber! Inklusion erfordert mehr Stellen für Lehrkräfte und für Beschäftigte anderer Professionen an Schulen. Inklusion erfordert Standards für eine gute räumliche und sächliche Ausstattung. Dabei darf keine Schulform abgehängt werden – weder die Förderschulen, noch die Regelschulen, liebe Kolleginnen und Kollegen. Wir brauchen gute Arbeits- und Lernbedingungen für alle Lehrkräfte und alle Schülerinnen und Schüler!

Viele Schulen sind unterbesetzt, es fehlen Lehrerinnen und Lehrer, an nahezu jeder Schulform für alle Fächer und an allen Orten. Frei werdende Stellen können längst nicht mehr alle mit Fachpersonal besetzt werden. Das Ausmaß ist auch in Nordrhein-Westfalen bedrohlich: Eine Schule schreibt zeitgleich

8 Stellen aus und erhält nicht eine Bewerbung. Eine andere Schule muss den Unterricht kürzen, so erhalten die Kinder zwei Wochenstunden weniger Unterricht als an der Nachbargrundschule, das sind hochgerechnet 80 Stunden pro Schuljahr. Zudem ist die Personaldecke zu knapp bemessen, Puffer für Krankheit, Klassenausflüge, Exkursionen und Fortbildungen sind nicht ausreichend eingeplant. Wir brauchen attraktive Bedingungen und eine Vertretungsreserve an jeder Schule. Nur dann, liebe Kolleginnen und Kollegen, kann dem Fachkräftemangel begegnet und Unterrichtsausfall verringert werden.

Schulgebäude sind oft in einem jämmerlichen Zustand – jeder kennt das. Es tropft durch das Dach, die Toiletten sind nicht benutzbar, die Fenster undicht, der Putz fällt von den Wänden, von moderner digitaler Ausstattung keine Spur. In Nordrhein-Westfalen gibt es allein im Bildungsbereich einen Investitionsstau von 7 Mrd Euro. Finanzieren müssen das die Kommunen, über deren Finanzsituation wir nicht sprechen müssen. Die Kommunen dürfen mit dem Bau und der Instandhaltung der Gebäude nicht allein gelassen werden! Die zwei Milliarden aus dem Programm „Gute Schule 2020“ können nur ein Anfang sein!

Liebe Kolleginnen und Kollegen, wir sind viele und wir sind eins in unserer Forderung nach guter Bildung und guter Arbeit für alle!

Wir brauchen eine gute und zukunfts-feste Infrastruktur – Gebäude, Straßen, schnelles Internet, wir brauchen qualifizierte und gut bezahlte Menschen, die sich um unsere Kinder und Alten kümmern, die die Sicherheit garantieren und in den Verwaltungen arbeiten. Wir brauchen Schwimmbäder, Bibliotheken und Theater.

Das, liebe Kolleginnen und Kollegen, erfordert Geld – viel Geld! Auch wenn viele Politiker dies verneinen: Geld ist da, es ist allerdings ungerecht und falsch verteilt. Die

Einkommen und Vermögen sind in Deutschland extrem ungleich verteilt. Das oberste Zehntel verfügt über zwei Drittel des Gesamtvermögens – das tut keiner Gesellschaft gut. Die Zahl der Superreichen nimmt stetig zu. Auf der anderen Seite wächst die Gruppe der Armen. Es kann nicht angehen, dass einige Wenige über das Hundertfache eines Normalverdieners bekommen, während gleichzeitig jede und jeder Siebte hierzulande in Armut lebt.

Die Ungleichheit ist eine Folge jahrelanger Umverteilung von unten nach oben. Steuerliche Privilegien für Reiche wurden geschaffen und Vermögende von der Finanzierung des Gemeinwohls ausgenommen. Die ungleiche Belastung der Bürgerinnen und Bürger in Deutschland muss beseitigt werden.

Deshalb, liebe Kolleginnen und Kollegen, ist es notwendig, dass große Vermögen und Erbschaften endlich wieder steuerlich angemessen berücksichtigt werden. Es ist notwendig, Einkommen aus Geldanlagen gerecht zu besteuern. Es kann doch nicht sein, dass Einkommen aus Arbeit höher besteuert werden als Einkommen aus dem Kapital- oder Aktienmarkt.

2016 hat Deutschland zum dritten Mal in Folge einen Haushalts-Überschuss erzielt: 19 Milliarden Euro für Bund, Länder, Kommunen und Sozialversicherungen zusammen. Schuldenbremse, „Schwarze Null“ und Steuerprivilegien verhindern die notwendigen Investitionen. Dabei brauchen wir Investitionen, liebe Kolleginnen und Kollegen, und zwar jetzt! Die Gewerkschaften sagen: Wir wollen einen handlungsfähigen Staat, zu dem jede und jeder nach seiner Leistungsfähigkeit beitragen soll. Investitionen müssen gerecht gestaltet werden und allen Bürgerinnen und Bürgern zugutekommen. Liebe Kolleginnen und Kollegen, wir sind viele – wir sind eins.

Zum Schluss möchte ich noch auf ein

Thema eingehen, dass uns Gewerkschaften besonders am Herzen liegt.

Wer in diesen Tagen die Zeitungen aufschlägt oder die Nachrichten hört, könnte denken: Es ist alles gut auf dem Ausbildungsmarkt. Die Wirtschaft brummt, nur wenige Jugendliche sind arbeitslos. Die Bewerberinnen und Bewerber können sich ihren Ausbildungsplatz aussuchen. Eric Schweitzer vom Deutschen Industrie- und Handelskammertag stimmt das Klagelied vom Azubi-Mangel an: Der Trend zum Studium mache es den Betrieben immer schwerer, gute Azubis zu finden. Es ist immer gleich, was Wirtschaftslobbyisten verkünden: Die Unternehmen wollten doch ausbilden, fänden aber keine Jugendlichen mehr. Der Nationale Bildungsbericht 2016 sagt etwas anderes: Seit mehr als zwanzig Jahren liegt bei den betrieblichen Ausbildungsplätzen das Angebot unterhalb der Nachfrage. In NRW bleiben jedes Jahr ca. 24 000 Jugendliche ohne Ausbildungsplatz.

Es birgt sozialen Sprengstoff, wenn unzählige Jugendliche keine Ausbildung finden, gleichzeitig aber zehntausende Plätze unbesetzt bleiben. Deshalb brauchen wir eine neue Ausbildungssoffensive.

Wenn nur 20 Prozent der Betriebe ausbilden, aber 100 Prozent von qualifizierten Fachkräften profitieren, ist es Zeit für einen fairen finanziellen Ausgleich zwischen ausbildenden und nicht-ausbildenden Unternehmen. Branchenfonds können einen solchen Ausgleich sichern. Dass die Ausbildungsumlage wirkt, zeigt sich nicht nur im Bauhauptgewerbe, sondern aktuell auch in der Altenpflege. Dort stieg die Zahl der Ausbildungsplätze um bis zu 40 Prozent. In NRW wird die Ausbildungsumlage bislang sowohl von den Arbeitgebern als auch von der Landespolitik abgelehnt, andere Vorschläge bislang Fehlanzeige. Liebe Kolleginnen und Kollegen, es kann nicht sein, dass

die Landespolitik sich bei diesem entscheidenden Thema wegduckt und zuguckt, wie in der jungen Generation statt Perspektiven für die Zukunft Perspektivlosigkeit entsteht. Wir sind viele – wir sind eins im Kampf um mehr Chancen in der Arbeitswelt für junge Menschen.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, im Namen des DGB NRW und seiner Mitglieds-gewerkschaften danke ich euch für euren unermüdlichen Einsatz für Respekt und Solidarität.

Wir sind eins im Kampf für gute Arbeit und gute Tarifverträge für alle,

Wir sind eins im Kampf für Frieden und Freiheit,

Wir sind eins im Kampf für Gleichberechtigung und Teilhabe,

Wir sind eins im Kampf für eine gerechte und solidarische Gesellschaft.

Wir sind viele! Glück auf!

*Maike Finnern*

*Geboren am 5.12.1968 in Heidelberg.*

*Studium Lehramt S I und S II für Mathematik und Deutsch in Bielefeld und Göttingen.*

*1995 1. Staatsexamen.*

*1995–1997 Referariat Marienschule der Ursulinen in Bielefeld.*

*1997–2007 Lehrerin an der Realschule Rheda-Wiedenbrück, seit 2004 2. Realschulkonrektorin.*

*2007–2012 2. Realschulkonrektorin in der Realschule Enger.*

*2004–2012 im Bezirkspersonalrat für Realschulen bei der Bezirksregierung Detmold für die GEW.*

*Seit 2012 in Hauptpersonalrat für Realschulen im Ministerium für Schule und Weiterbildung in Düsseldorf für die GEW.*

*Seit November 2011 stellvertretende Landesvorsitzende der GEW NRW.*



**Maike Finnern**

## Gegen G-20: Diese Welt anders\*

*Von Institut für Theologie und Politik,  
Münster*

*„Der Reiche tut Unrecht, und er prahlt dazu,  
und dem Armen geschieht Unrecht, und er  
fleht dazu.*

*Wenn du für ihn brauchbar bist, macht er  
dich zum Sklaven, und wenn du zusammen-  
brichst, hält er sich fern von dir. Wenn du et-  
was hast, so lässt er es sich wohl bei dir sein  
und macht dich arm und  
kommt selbst nicht zu schaden.“  
(Jesus Sirach 13,3–4)*

**A**m 6.–7. Juli 2017 werden die G-20 in Deutschland über den Zustand der Welt reden. Sie werden versuchen ihre drängendsten Probleme zu lösen – oder zumindest beherrschbar zu machen. Sie werden über die Zukunft dieser Welt sprechen. Sprechen wir also auch darüber. Oder besser, sprechen wir das aus, was alle wissen können: DIESE Welt in DIESEN Verhältnissen hat keine Zukunft! Trotz ihrer riesigen technologischen Möglichkeiten, trotz ausreichender Ressourcen und trotz des ungeheuren Schatzes geschichtlicher Erfahrungen stellt sich die Frage, wie lange es noch so weitergehen soll.



Die Verhältnisse, unter denen die meisten Menschen ihr Leben fristen und reproduzieren – nennen wir es Kapitalismus – produzieren Elend: Arbeitslosigkeit, Ungleichheit in ihren unterschiedlichsten Formen und Armut und Tod. Der Kapitalismus hat den Kriegen, den Fluchtursachen, dem Terror und der Unsicherheit nichts entgegen zu setzen. Er überflutet in seinem Wachstumswahn unsere Welt mit Abfall und produziert, wie Papst Franziskus sagt, durch Ausgrenzung auch „menschlichen Abfall“.

Und vor allem: Er produziert Alternativlosigkeit und infiziert die Menschen damit: Die einen verteidigen eine globalisierte und vermeintlich offene kapitalistische Welt (wie z.B. die BRD), die anderen setzen ihre Hoffnung auf eine autoritäre, nicht-demokratische Politik (in Brasilien, Russland oder der Türkei auf ganz unterschiedliche Weise).

Viele Menschen auf der ganzen Welt sind von dieser Alternativlosigkeit überzeugt: Sie unterstützen zunehmend rechte, nationalistische und antidemokratische Forderungen, ohne wahr haben zu wollen, dass sie damit ihr Elend verewigen oder nur bedingt ihren geringen Wohlstand gegen die Anderen verteidigen können. Der Kapitalismus und seine Logik frisst inzwischen auch das letzte bisschen Demokratie, das er uns das eine oder andere Mal zugebilligt hat.

Da ist es nicht verwunderlich, wenn auf dem diesjährigen Treffen der G-20 zwar Staats- und Regierungschefs, FinanzministerInnen und Zentralbankchefs, der Internationalen Währungsfonds, die Weltbank und OECD über die Probleme der Welt und ihre Zukunft reden. Nicht aber Soziale Bewegungen, Friedensinitiativen, Umweltgruppen. In einem großen Spektakel werden die G-20 uns ihre elendige, hoff-

nungslose Politik als Ausweg aus den vielfältigen Krisen dieser Welt verkaufen und sich als Problemlöser inszenieren.

Als ChristInnen glauben wir, dass wir dieser Hoffnungslosigkeit etwas entgegenzusetzen haben, ja etwas entgegensetzen müssen. Aus unserer Geschichte, aus der biblischen Tradition kennen wir Ausbeutung, Elend und die Ungerechtigkeit, die Reiche und Arme produziert. Aber wir wissen aus diesen Geschichten auch, wie lange Menschen schon daran glauben und darauf hoffen, dass diese Welt auch ganz anders geht. Diese Hoffnung auf eine Welt, im Hier und Jetzt, die grundlegend anders ist, eine Welt der Gerechtigkeit und des Lebens in Fülle für alle erfüllt uns auch heute noch.

Unsere Hoffnung speist sich aus dem Mut vieler Menschen, auch heute aufzustehen und diesen Verhältnissen ihren Wunsch nach einer anderen Welt, nach einem anderen Leben entgegenzusetzen.

Deshalb rufen wir als ChristInnen auf, sich an den Protesten gegen das Treffen der G-20 in Hamburg am 6.-7. Juli 2017 zu beteiligen! Für uns wird DIESE Welt voller Elend nicht das letzte Wort behalten. Wir leben in dieser Welt, und gerade deshalb sind wir zum Widerspruch herausgefordert.

Setzen wir den Götzen des Kapitals, der Verwertungs- und Wachstumslogik unsere Hoffnung auf ein Leben in Fülle für alle entgegen. Setzen wir der trostlosen Langeweile, dem ewigen „Weiter so“ des Kapitalismus unsere Phantasie und Kreativität entgegen! Bauen wir zusammen am „gemeinsamen Haus“, einer Welt in der viele Welten Platz haben!

*\*Der Aufruf wird vom Bund der Religiösen Sozialist(inn)en Deutschlands e.V. unterstützt.*

# Was uns deutsche Geschichte lehren muss

*Zu Wolfram Wettes Buch Ernstfall Frieden*

*Von Elmar Klink*

**D**as stattliche und preislich dennoch erschwingliche Buch ist schon durch Aufmachung und Optik ein gewichtiges Pfund. Geschweige denn erst von seinem Inhalt. Es gehört in die Kenntnis und Benutzung jedes und jeder Friedensaktiven! Wie auch jedes deutschen Politikers, jeder Politikerin. Und natürlich in den Geschichts- und Politikunterricht gymnasialer Oberstufen. Wissenschaftswerk, Geschichts- und Illustrationsbuch in einem. Gleichzeitig hinsichtlich seiner Thematik eine höchst beachtliche Summe an wissenschaftlichem Ertrag des kritischen Friedensforschers und Historikers Wolfram Wette (\*1940), die ihresgleichen suchen dürfte. Ein echtes Handbuch also. Zusammen mit dem im VS – Verlag für Sozialwissenschaften vor kurzem neu erschienenen, voluminösen „Handbuch Friedensethik“ und vielleicht Henrik Paulitz’ „Anleitung gegen Krieg. Analysen und friedenspolitische Übungen“ (2016) stellen diese drei derzeit ein vorliegendes umfangreiches Kompendium für Theorie und Praxis von Friedensanalyse und Friedenshandeln dar wie selten zuvor. Ein Seminarmaterial erster Güte und Verwendbarkeit. Da kann kein Regierungs-Think Tank mithalten.

Vor nicht allzu langer Zeit hat ein australischer Geschichtsinterpret seine Berufung in noch weit umfänglicher Weise demonstriert, uns in Bezug auf die Ursachen und Hintergründe für den Ersten Weltkrieg seitenlang geschwätzig den Bären der „Schlafwandlerei“ der damaligen hohen Po-

litik und ihrer maßgeblichen Repräsentanten und Verantwortlichen aufzubinden. Alle Beteiligten, die Aggressoren wie die Angegriffenen, so wird ein eigentlich bereits erreichter Standard differenzierender historischer Forschung und Analyse (siehe sog. Fischer-Kontroverse) revidiert, seien in etwa gleichermaßen „schuldig“ und verantwortlich in die vermeintliche „Jahrhundertkatastrophe“ hineingeschliddert. „Katastrophe“, eine seltsame Bezeichnung für einen historischen Vorgang eines analysierenden Geschichtswissenschaftlers, als hätte es nicht wenn, dann noch weit größere und schlimmere im „Zeitalter der Extreme“ (Hobsbawm) gegeben. Die eindeutigen Mächte in der Defensive, Frankreich und das neutrale Belgien, als Provokateure ihrer Opferrolle? Das deutsche Heer ist ohne lange zu fackeln auf seinem Weg gegen den Erzfeind durch Belgien marschiert und hinterließ dort eine Schneise der Verwüstung. Ähnlich wie einst im amerikanischen Bürgerkrieg die vordringenden Nordstaatentruppen unter heute noch hoch verehrten Generälen wie Sherman und Sheridan bei ihren verheerenden Raids bis tief in den abtrünnigen Süden. Von der völkerrechtlich völlig unhaltbar und unzulässig relativierenden Behauptung zur Legende vom Dolchstoß, zum „ungerechten“ Versailler „Friedensdiktat“ 1918 der Alliierten Sieger über die Achsenmacht Deutsches Kaiserreich und zur Ansicht, die Weimarer Demokratie sei von links genauso wie von rechts torpediert und zerstört worden, ist es nicht mehr weit. Da ist der im öffentlichen Fernsehen süffisant Geschichte moderierende Deutschlandreisende im roten VW-

Cabrio, wohlwollender Preußen-Chronist (Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600 bis 1947; 2006), Freund und Berater des Preußen nachfolgenden Hauses Hohenzollern, Sir Christopher Clark, in guter national-konservativer bis rechter Gesellschaft. Bei Wette lesen sich die Dinge freilich anders (siehe die Seiten 25-168).

Wolfram Wette stellt seinem Buch nicht von ungefähr als Titel den berühmten umgestellten Halbsatz des einstigen deutschen Bundespräsidenten, Sozialdemokraten und Juristen Gustav Heinemann vorweg: Der Frieden ist der Ernstfall. Mit ihm haben auch schon junge Bundesbürger ihre Verweigerung des Kriegsdienstes gegenüber staatlicher Gewissensinquisition argumentativ untermauert. Er gehört zur politischen Kultur eines „anderen“ bundesrepublikanischen „Deutschland“ als dem offiziellen, genauso wie Willy Brandts programmatischer Ausspruch „Wir wollen mehr Demokratie wagen“ oder sein legendärer Kniefall in Warschau bei der Kranzniederlegung als Geste der Demut und Zeichen der Versöhnungsbereitschaft einer gewandelten Ostpolitik (Annäherung durch Wandel). Konservative, national-liberale und revanchistische Kreise wären hierzulande zu so etwas wie den Ostverträgen mit Moskau und der DDR zur damaligen Zeit Anfang der 1970er Jahre nie fähig und bereit gewesen. Sie erst ermöglichten à la longue vorbereitend die Ernte der deutschen Vereinigung in allerdings konservativer, nationalpatriotischer Gangart. Ironie der Geschichte.

Es empfiehlt sich, die Einleitung des Verfassers vorab genau zu lesen, deren einzelne Abschnitte Wette den jeweiligen dazu handelnden Kapiteln des Buches zuordnet und so „didaktisch“ selbst in sein Buch einführt. Denn es erweist sich als nicht immer einfach, bei dieser Fülle des Inhalts und ver-

wendeten Materials den Überblick zu behalten. Fast könnte man meinen, das Buch sei mit zahlreichen, z. T. seltenen Fotos von Personen und Schauplätzen, Faksimiles von Plakaten und Buchtitelseiten und eingeschobenen Textblöcken etwas überfrachtet. Das mag sogar auf einzelne Seiten zutreffen, wo fast kein normaler Text mehr zu finden ist. Aber es erhält dadurch fast einen lexikalischen Charakter und liefert einmalige fotografische und authentische Eindrücke von Dokumenten, die man anderswo vergeblich suchen würde. Nahezu zwei Jahre, schreibt der Verleger, selbst akribischer Historiker, habe er daran gearbeitet und wer ihn kennt weiß, dass Verleger wie auch der Autor hierfür ihre historischen „Schatztruhen“ geöffnet haben dürften.

Hier seien kurz die Inhaltsüberschriften der enthaltenen sechs Kapitel angegeben: I. Warum der Erste Weltkrieg nicht verhindert wurde; II. Die Chance zur Umkehr. Frieden und Krieg in der Weimarer Republik; III. Weil sich die Wahrheit nicht sehen lassen kann: Das System der Kriegslügen; IV. Nach 1945: Die zweite Chance der Umkehr; V. In der Berliner Republik: Verliert die Lehre „Nie wieder Krieg!“ ihre Verbindlichkeit? VI. Anhang.

Es lohnt einen Blick auf die berufliche Biografie Wettes zu werfen, um zu sehen, dass hier in Bezug auf Krieg und Frieden einer spricht und schreibt, der sich in beiden Bereichen und „Lagern“ gut auskennt. Auch als Mitglied des Förderkreises Arbeitskreis Darmstädter Signal, einer kritischen Offiziers- und SoldatInnengruppe innerhalb der Bundeswehr, die der Friedensbewegung nahestehende Positionen vertritt, gibt Wette Zeugnis einer integren Friedenshaltung. Selbst war er sechs Jahre Fernmelde-Zeitsoldat der Bundeswehr und Hauptmann der Reserve. Von 1971 bis 1995

wissenschaftlicher Mitarbeiter am Militärgeschichtlichen Forschungsamt (MGFA) der Bundeswehr in Freiburg. Er gehört zu einer jüngeren kritischen Historikergeneration, die in ihrem Fach gegen den „Muff von tausend Jahren unter den Talaren“ angearbeitet hat. Und dazu die nicht zuletzt durch die StudentInnenproteste mit beförderte „Kulturwende“ zu neuen Denkmustern und Profilen kritischer historischer Interpretation und Argumentation nutzte. Nach einer offiziell nahezu zwei Jahrzehnte währenden restaurativen Grundstimmung in der westdeutschen Republik. Bekannt ist die interne Auseinandersetzung im MGFA in den 1970er/80er Jahren um Wettes politische Biographie des SPD-Reichswehrministers zu Beginn der Weimarer Republik Gustav Noske. Bekanntlich maßgeblich verantwortlich für die militärische Niederschlagung der deutschen Räterevolution 1918/19. Namhafte Historiker und Generäle wie Graf Kielmannsegg, Repräsentant nationalkonservativer Widerstandstradition um den „20. Juli“ und der wenig effektiven Inneren Führung in der Bundeswehr, Michael Stürmer und Thomas Nipperdey opponierten in einem Beirat gegen die Forschungsarbeit, sie sei so „einseitig“ (KPD-Nähe!) nicht druckreif und überarbeitungsbedürftig. Erst nach eingeholten wissenschaftlichen Gutachten konnte sie 1987 gedruckt werden. Hans-Ulrich Wehler sprach damals unverhohlen vom Versuch der Zensur.

Zusammen mit dem älteren Fachkollegen Professor Manfred Messerschmidt in gleicher Institution engagierte sich Wette sachverständig in der langwierigen politischen Diskussion und teils scharf geführten öffentlichen Parlamentsdebatte und Auseinandersetzung zugunsten der Rehabilitation und Entschädigung von Wehrmachtsdeserteuren. Hervorzuheben ist etwa sein

resümierender Bericht „Deserteure der Wehrmacht rehabilitiert. Ein exemplarischer Meinungswandel in Deutschland 1982 bis 2002.“ (enth. in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Heft 6/2004, S. 505-527). Wette wird gewiss der hier getroffenen Feststellung zustimmen, dass der Begriff „Meinungswandel“ für das, was Gegenstand hartnäckiger Kontroversen und sturer Parteiblockaden von rechts bis liberal und sogar in die rechten Reihen der SPD war, etwas zu milde gefasst ist. Es war ein Kampf mit allen ideologischen Bandagen und scharfem „Geschützfeuer“ seitens der notorischen Rehabilitierungsverhinderer. Und das selbst über vierzig Jahre nach Ende eines Angriffs- und Vernichtungskriegs und gezielten Völkermords, dem sich die Deserteure und „Wehrkraftzersetzer“ widersetzen und es zu nahezu 30.000 Todesurteilen der NS-Militärjustiz kam. Fakten, die allein schon für sich sprechen. Die von Adenauer, Strauß & Co. kombiniert mit staatlich verordnetem Antikommunismus vorangetriebene Remilitarisierung Westdeutschlands in einem neuen nordatlantischen Militärbündnis gehört zu den großen verpassten Gelegenheiten für eine historische Weichenstellung für einen Frieden ohne Waffen und gehörte Jahrzehnte lang zu nachwirkenden Geburtsfehlern der westdeutschen Nachkriegsrepublik.

Wette spricht u. a. von zwei offensichtlich seines Erachtens nicht oder nicht genug genutzten Chancen zur Umkehr nach Weltkrieg Eins und Zwei. Denn nach wie vor wird Krieg geführt auf der Welt, auch mit deutscher militärischer Beteiligung in Afghanistan zum Beispiel (2001-2015), wo noch immer fast 1.000 deutsche SoldatInnen zu wie es heißt „Ausbildungsaufgaben“ des afghanischen Militärs stationiert sind. Allgemein gesehen in einem weltweiten „Antiterrorkrieg“, der den extremistischen, asym-

metrisch-hybriden Terror erst richtig nach Europa brachte. Fast 4.000 deutsche Soldaten und Soldatinnen sind derzeit in „Auslandseinsätzen“ auf Kriegsschauplätzen und in Konfliktregionen aktiv. „Deutsche Freiheit“ wird vom Baltikum über Nordafrika, Nahost, an der türkischen Südgrenze, im Nordirak bis zum Hindukusch „verteidigt“. Nur nicht mehr in dem vom Grundgesetz gemeinten defensiven Sinn von Landesverteidigung an der eigenen Grenze. „Verteidigung“ wird seit der NATO-Konferenz von Warschau 2016 im Baltikum wieder als „erhöhte Vorwärtspresenz“ ausgegeben. Ein Rückfall in überwunden geglaubten Kalte Kriegs-Jargon. Oder eine eskalationsfähige Vorstufe zum Krieg? Ein deutsch geführtes NATO-Bataillon mit 6-800 beteiligten deutschen SoldatInnen steht osterweitert jenseits der Memel in Litauen und der Kaliningrader russischen Exklave. Deutsche Eurofighter patrouillieren als „litauische Luftwaffe“ in gefährlicher Tuchfühlung mit Kampffjets des neuen (alten) russischen Gegners. Ein im Grunde unerhörter Vorgang und provokatives Unterlaufen bestehender Verträge (2+4) und verbindlicher Regierungszusagen westlicher Zurückhaltung aus den 1990er Jahren. Die Ostsee rückt neuerdings zunehmend wieder in den NATO-Fokus als strategisch wichtiges „Randmeer“ für den Zugang zum Nordatlantik, dort die russische Marine zurückzudrängen. Da ist zuerst als stärkster Seemacht die deutsche Bundesmarine mit ihren Geschwadern angefragt, die z. T. für andere internationale Einsätze abgestellt sind. So dass hier im Zug der von Ministerin von der Leyen bis zum Jahr 2030 projektierten 130 Mrd. Euro Beschaffungsausgaben fürs Militär und der deutlichen Erhöhung des Verteidigungsetats mit Zielmarke 40 Mrd. Euro (heute ca. 35 Mrd.) bis zum Ende des Jahrzehnts mit einer erheb-

lichen weiteren Marineaufrüstung zu rechnen ist.

Im Kapitel V über die Berliner Republik unternimmt es Wette nicht, Antworten zu geben, sondern Grundlegendes hinsichtlich einer Verpflichtung zu „Nie wieder Krieg!“ aufzuzeigen und zu erörtern. Schlüsse ziehen und Konsequenzen ergreifen müssen freilich die Antikriegs- und Friedenskräfte hierzulande. Anfang Dezember des vergangenen Jahres traf sich in Kassel mit rund 400 Teilnehmenden der bundesweite Friedensratschlag und legte nebst intensiven Beratungen in zweitägigen Workshops und bei Plenen ‚Friedenspolitische Forderungen für 2017‘ vor. Das traditionell jedes Jahr wie ein Kurzmemorandum neu präsentierte, ständig weiter überarbeitete und ergänzte Papier gibt auf einigen Seiten detailliert Auskunft über die zentralen pazifistischen Themen, rüstungspolitische Problemkomplexe und Konfliktfelder der (Welt-)Politik und fasst die möglichen Alternativen für Lösungen ohne Gewalt, Krieg und Aufrüstung zusammen (siehe [www.friedensratschlag.de](http://www.friedensratschlag.de)). Längst kooperiert und koordiniert man sich mit dem anderen Teil der Friedensbewegung, der Vereinigung Kooperation für den Frieden, die immerhin auch bis zu 150 delegierte Aktive zu ihren jährlichen Aktionskonferenzen versammeln kann (siehe [www.koop-frieden.de](http://www.koop-frieden.de)). Dort sind ähnliche Vorschläge präzisiert in der Publikationsreihe des Monitoring-Projekts zu brisanten Konfliktregionen zu finden. Bisher zu Nahost-Israel, Türkei-Kurden, Irak, Iran, Afghanistan, Syrien und Mali. Nichts davon findet sich wieder in deutschen außen- und sicherheitspolitischen Konzepten und Verlautbarungen. Man zieht die Beratung eigener „Think Tanks“ wie der „Stiftung Wissenschaft und Politik“ vor. Die regierende, bis leider nahezu einschließlich grüner Fraktion einig an

einem pazifistischen „Volkswillen“ vorbei agierende und abstimmende Militärlobby im Berliner Reichstag muss Acht geben und sich vorsehen. Denn der Frieden bleibt der Ernstfall. Das ist die zentrale Lehre! Für Krieg darf es in einer lernfähigen deutschen Bevölkerung, in der allein über drei Mio. Kriegsdienstverweigerer leben, keine Mehrheit geben!

*Wolfram Wette: Ernstfall Frieden. Lehren aus der deutschen Geschichte seit 1914. Reihe Geschichte & Frieden, Bd. 38 im Donat-Verlag, Bremen 2017. Geb., 640 S. (ISBN: 978-3-943425-31-4). Bremen. Dez. 2016/April 2017*

*Klink, Elmar, Jg. 1953; freier Autor; 1978-83 Studium der Sozialarbeit und Sozialwissen-*

*schaft in Bremen; Kriegsdienstverweigerung 1971 und Zivildienst 1976/77 beim Sozialen Friedensdienst Bremen e.V. in der gemeindlichen Kindergarten- und offenen Jugendarbeit; frühere langjährige Berufstätigkeit in Beratung und Öffentlichkeitsarbeit einer Bundesgeschäftsstelle für evangelische Friedensarbeit; aktiv in Gewaltfreier Aktion, Antikriegs- und Friedensbewegung; Mitarbeit an politischen Zeitungen; Aufsätze und essayistische Beiträge; lebt in Bremen.*



**Elmar Klink**

## Den Kapitalismus überwinden – mit Luther, Marx und der Ökumene heute\*

*Von Ulrich Duchrow*

**5**00 Jahre Reformation und 150 Jahre „Das Kapital“: Welches Erbe sowohl von Martin Luther als auch von Karl Marx ist hilfreich, um den Kapitalismus zu überwinden? Potenzial dazu haben auch die Kirchen und die Ökumene.

Wenn es der Menschheit nicht gelingt, den Kapitalismus zu überwinden, werden ihre eigenen Lebensgrundlagen zunehmend zerstört. Der Grund ist einfach zu verstehen: Kapitalismus schafft einen Wachstumszwang für die Wirtschaft, denn Kapital muss wachsen. Das ist sein Wesen. Kapital – im Unterschied zu Geld, das auch als reines Instrument organisiert werden kann – zielt auf Akkumulation. Erwirtschafteter Profit muss sofort wieder investiert werden, um mehr Profit zu erwirtschaften: „Akkumuliert, Ak-

kumuliert! Das ist Moses und die Propheten!“<sup>1</sup>, kommentiert Karl Marx.

In einer industrialisierten Wirtschaft bedeutet dieser kapitalistische Wachstumszwang aber unbegrenzten Verbrauch von Ressourcen und Energie sowie unbegrenzte Möglichkeiten, Verschmutzung, Vergiftung, Absorption von CO<sub>2</sub> usw. zu verkräften. Und genau dies kann eine begrenzte Erde nicht schaffen, wie die Klimakatastrophe zeigt.<sup>2</sup> Daraus folgt: Wenn Leben auf dieser Erde auf Dauer möglich sein soll, muss der Kapitalismus überwunden werden.

Diese Aufgabe ist kein rein ökonomisches Problem. Vielmehr handelt es sich beim Kapitalismus um ein umfassendes zivilisatorisches System, ja, um die herrschende Religion – also auch die Dimensionen von Mentalität und Spiritualität umfassend. Und diese Zivilisation ist fast dreitausend Jahre



alt.<sup>3</sup> Das ergibt sich aus neueren Forschungen. Schon allein aus diesem Grund kann die Überwindung des Kapitalismus nur als langfristige Perspektive sinnvoll thematisiert werden, die dann allerdings auf kurz- und mittelfristige Schritte bezogen werden muss. Ein Zivilisationswandel vollzieht sich über einen längeren Zeitraum hin, in nicht vorhersehbaren Schüben. Gleichzeitig bleibt zur Abwendung der Klimakatastrophe nur wenig Zeit. Es geht also um die Jahrhundertfrage einer grundlegenden Zivilisationstransformation in der Balance von Zeitdruck und komplexer Dynamik.

### **Das Erbe Luthers**

Im Jahr 2017, dem Jahr des Gedenkens an 500 Jahre Reformation und 150 Jahre Das Kapital, ist es angemessen, danach zu fragen, was Martin Luther und Karl Marx zur Bewältigung dieser Jahrhundertaufgabe auf dem Hintergrund ihrer Quellen beitragen können. Die Quelle Luthers ist die Bibel. In ihr ist der Prophet Amos am Ende des achten Jahrhunderts v. Chr. der erste, der auf die beginnende Geldzivilisation antwortet: „Sie verkauften den Gerechten für Silbergeld und den Armen für ein Paar Sandalen“ (Amos 2,6) – aber: „Es wälze sich heran wie Wasser das Recht und Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Strom“ (Amos 5,24). Der Höhepunkt der ersten Phase der immer mit militärischer Gewalt gekoppelten Geldzivilisation ist das Römische Reich. Hier bringt Jesus die zentrale theologische Frage der Entscheidung zwischen zwei Gesellschaftssystemen und zwei Mentalitäten klassisch auf den Begriff: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Mt 6,24). Mammon ist in dieser Phase die Bezeichnung der zwanghaften Geldvermehrung bis zur Fetischisierung des Geldes in der Form der Schatzbildung („Sammelt Euch nicht Schätze auf Erden“, Mt 6,19).

Seit dem elften Jahrhundert setzt eine systemische Verwandlung von Geld in Kapital ein, das heißt, Gewinne werden nicht als Schatz aus der Zirkulation gezogen, sondern sofort wieder investiert, um höheren Gewinn zu generieren. So entsteht der Zwang zur Geldvermehrung als Funktionsmechanismus, als „Megamaschine“ (Scheidler). Das geschieht zunächst in der Form von Kaufmanns- und Wucherkapital, beginnend in den oberitalienischen Bank- und Handelsstädten Venedig, Mailand, Genua und Florenz.<sup>4</sup> Damit beginnt eine umfassende Kommerzialisierung der gesamten Zivilisation bis dahin, dass das Heil käuflich wird.<sup>5</sup>

Genau an dieser Stelle setzt Luthers Reformation mit den 95 Thesen an: „Menschenlehre verkündigen die, die sagen, dass die Seele [aus dem Fegefeuer] emporfliege, sobald das Geld im Kasten klingt. Gewiss, sobald das Geld im Kasten klingt, können Gewinn und Habgier wachsen“ (These 27 und 28)<sup>6</sup>. Gewinn und Habgier sind die objektiv-strukturellen und subjektiven zwei Seiten dieser Zivilisation. Entsprechend setzt Luther seine Kritik im Kern theologisch und systemisch an, und erst sekundär ethisch. Das zeigt sich im grossen Katechismus in seiner Auslegung des ersten Gebots „Keine anderen Götter“<sup>7</sup>. Hier sagt er, dass man Gott erst versteht, wenn man sein „Widerspiel“, den „allgemeinsten Abgott“ kennt. Und dieser ist „Mammon“, der Gott der Geldvermehrung, wie bei Jesus: „Mammon, das ist Geld und Gut, darauf er all sein Herz setzt, welches auch der allergeeinsten (allgemeinste) Abgott ist auf Erden“. Luther hat erkannt, dass es sich schon beim Frühkapitalismus um Religion handelt, um eine alles bestimmende Macht.

Im großen Katechismus zeigt Luther dann mit seiner Auslegung des siebten Gebots „Du sollst nicht stehlen“, welche strukturellen

ökonomischen und sozialen Folgen sich aus der Abgötterei ergeben: „Denn es soll (...) nicht allein gestohlen heißen, dass man Kasten und Taschen räumt, sondern Umsichgreifen auf den Markt, in alle Kräme (Geschäfte), Scherren (Fleischerbuden), Wein- und Bierkeller, Werkstätte und kürzlich, wo man hantieret, Geld um Ware oder Arbeit nimmt und gibt. (...) Wenn man die Welt itzt durch alle Stände ansieht, so ist sie nichts anders denn ein großer, weiter Stall voll großer Diebe. (...) Die großen gewaltigen Erzdiebe,

Hauptakteure, die länderübergreifenden Bank- und Handelsgesellschaften wie die Fugger, die Erzdiebe. Er klagt sie an, nicht nur Diebe, sondern Mörder zu sein: „Denn wer einem andern seine narung aufsaugt, raubt vnd stielet, der thut eben so großen mord“<sup>9</sup>. Er sieht, dass nicht nur das Kaufmanns-, sondern insbesondere das Wucherkapital die „ganze Welt frisst“<sup>10</sup>. In seinen Schriften „Von Kaufshandlung und Wucher“ (1524) und „An die Pfarrherrn, wider den Wucher zu predigen, Vermahnung“ (1540) führt er die ökonomischen Anlaysen und theologischen Interpretationen im Detail durch, entwickelt aber auch Vorschläge für Gegenmaßnahmen.

Dazu gehören Interventionen der Obrigkeit in den Markt wie Regulierung der Preisbildung durch Regierungskommissionen, strenges Verbot von Monopol- und Kartellbildung, konsequentes Zinsverbot (Wucher), Abschaffung der länderübergreifenden Bank- und Handelsgesellschaften. Weil Luther aber wahrnimmt, dass die Obrigkeiten bereits korruptiert sind („sie haben Kopf und Teil dran“) schärft er in seiner späten Schrift den Pfarrern ein, ihrerseits neben der Predigt alle Möglichkeiten der Kirchenzucht gegen notorische Wucherer einzusetzen, also Ausschluss von der Kommunion und Verweigerung des christlichen Begräbnisses. Den christlichen Kaufleuten empfiehlt er, für die Berechnung ihres Einkommens ihre Arbeitszeit zu messen und mit einem Tagelöhnerlohn zu multiplizieren. Eine Kirche muss den Namen Kirche ablegen, die Zinsen nimmt, denn die Kirche soll „ein gut Exempel geben den weltlichen Ständen“. Aus alledem ergibt sich, dass Luther den Kapitalismus als Glaubensfrage ablehnt und eine politisch regulierte Gemeinwohlökonomie vorschlägt. Ist es ein Zufall, dass gerade die skandinavischen Länder, die mehrheitlich lutherisch sind, sogar unter ka-



mit welchen Herren und Fürsten Gesellschaft machen, die nicht eine Stadt oder zwo, sondern ganz Deutschland täglich ausstellen.“<sup>8</sup>

Luther redet hier präzise ökonomisch. Es geht ihm ausdrücklich nicht um die kleinen Diebe, sondern um die frühkapitalistische Marktwirtschaft als Raubsystem und ihre

pitalistischen späteren Verhältnissen am deutlichsten den Wohlfahrtsstaat organisiert haben?

### **Das Erbe von Marx**

Karl Marx schätzt trotz seiner grundsätzlichen Kritik an der Religion Luther als „den ersten deutschen Nationalökonom“. Seitenlang zitiert er aus seinen Schriften. Besonders hebt er hervor, dass Luther das Prinzip des Kapitals erkannt habe, das den Eindruck erweckt, das „Mehr“ käme aus Geld und Kapital selbst – statt aus der Arbeit. Er nennt es das „Eingewachsensein“ des Zinses in Kaufmanns- und Geldkapital. Genau dies ist es, was Marx nun unter den Bedingungen des Industriekapitals in seiner Theorie des Waren-, Geld- und Kapitalfetischismus ausarbeitet.<sup>11</sup> Ein Fetisch ist etwas Handgemachtes, das der Mensch anbetet, wie Marx den Rückgriff auf einen religiösen Begriff deutet. An den Waren als Güter des Gebrauchswerts sieht man noch, dass sie von arbeitenden Menschen produziert wurden. In ihrem Tauschwert, dann auch in Geld ausgedrückt, verschwindet die Tatsache, dass nicht nur die Ware von arbeitenden Menschen erzeugt wurde, sondern der Mehrwert, in der Produktion erzeugt, in der Zirkulation realisiert vom Kapitaleigentümer angeeignet wird. Das wird noch deutlicher beim zinstragenden Geldkapital, das Marx in die Formel fasst: Geld – mehr Geld (G-G1). Hier sieht es so aus, also würde das Geld selbst mehr Geld hervorbringen. Das heisst, die ausgebeutete Mehrarbeit und das Klassenverhältnis verschwinden ganz.

Marx sieht den Weg zur Überwindung dieses Systems darin, dass auf der Basis der Produktivitätsentwicklung die Widersprüche im Kapitalismus zunehmen und die arbeitenden Menschen die Produktionsmittel in Gemeineigentum überführen. So kann sich jeder frei assoziieren, dass im Sinn von „jeder

nach seinen Fähigkeiten und jedem nach seinen Bedürfnissen“ gearbeitet und gelebt werden kann. Der späte Marx nimmt aber nicht mehr an, dass dieses „Reich der Freiheit“ als eines Tages endgültiger Zustand erreicht werden kann. Dieses wird daher zu einer regulativen Idee, an der jeweils nach den Möglichkeiten der Machbarkeit („Realutopien“ bei Rosa Luxemburg) Gesellschaft gestaltet werden kann. Mit seiner Entwicklung von radikaler Religionskritik, die nur auf der Basis einer als vollendbar gedachten kommunistischen Gesellschaft konsistent ist, hin zur Fetischismustheorie hat Marx ein neues Fragen nach Religion möglich gemacht, obwohl er es selbst nicht mehr verfolgt hat. Religiöse Bewegungen, wenn sie denn Sozialanalyse betreiben und sich klar an die Seite ausgebeuteter Klassen stellen, sind ja auch faktisch längst zu deren Bundesgenossinnen geworden. Das ist umso wichtiger geworden, seit es dem Kapital gelungen ist, die ArbeiterInnenbewegung zu ent-solidarisieren.

### **Möglichkeiten der Ökumene**

Die Weltchristenheit hat inzwischen – jedenfalls in öffentlichen Beschlüssen und Veröffentlichungen – den Kapitalismus klar verworfen und arbeitet an Alternativen. Die Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Winnipeg stellte zum Beispiel 2003 fest: „In unseren vielfältigen Lebenssituationen sind wir alle mit denselben negativen Konsequenzen neoliberaler Wirtschaftspolitik (dem sog. ‚Washington Consensus‘) konfrontiert, die zu wachsender Not, vermehrtem Leid und grösserem Unrecht in unseren Gemeinschaften führen. Als Communio müssen wir der falschen Ideologie der neoliberalen wirtschaftlichen Globalisierung so begegnen, dass wir dieser Realität und ihren Auswirkungen Widerstand entgegenzusetzen, sie grundlegend umwandeln

und verändern. Diese falsche Ideologie gründet auf der Annahme, dass der auf Privateigentum, ungezügelter Wettbewerb und der unabänderlichen Geltung von Verträgen aufgebaute Markt das absolute Gesetz ist, das das menschliche Leben, die Gesellschaft und die Umwelt beherrscht. Hier handelt es sich um Götzendienst. Er führt dazu, dass die, die kein Eigentum besitzen, systematisch ausgeschlossen werden, die kulturelle Vielfalt zerstört wird, instabile Demokratien demontiert werden und die Erde verwüstet wird.“<sup>12</sup>

Ein förmliches Bekenntnis verabschiedete auch die Generalversammlung des Reformierten Weltbundes in Accra 2004<sup>13</sup>:

„11. (...) Als Wahrheits- und Gerechtigkeitssuchende, die sich die Sichtweise der Machtlosen und Leidenden zu Eigen machen, sehen wir, dass die gegenwärtige Welt-(Un)Ordnung auf einem außerordentlich komplexen und unmoralischen Wirtschaftssystem beruht, das von (einem) Imperium verteidigt wird. Unter dem Begriff ‚Imperium‘ verstehen wir die Konzentration wirtschaftlicher, kultureller, politischer und militärischer Macht zu einem Herrschaftssystem unter der Führung mächtiger Nationen, die ihre eigenen Interessen schützen und verteidigen wollen. (...) 19. Darum sagen wir Nein!<sup>14</sup> zur gegenwärtigen Weltwirtschaftsordnung, wie sie uns vom globalen neoliberalen Kapitalismus aufgezwungen wird. (...) Wir weisen jeden Anspruch auf ein wirtschaftliches, politisches und militärisches Imperium zurück, das Gottes Herrschaft über das Leben umzustürzen versucht, und dessen Handeln in Widerspruch zu Gottes gerechter Herrschaft steht.“ (...) 21. Darum sagen wir Nein zur Kultur des ungebändigten Konsumverhaltens, der konkurrierenden Gewinnsucht und zur Selbstsucht des neoliberalen globalen Marktsystems oder jedes anderen Systems,

das von sich behauptet, es gäbe keine Alternative. (...) 23. Darum sagen wir Nein zur unkontrollierten Anhäufung von Reichtum und zum grenzenlosen Wachstum, die schon jetzt das Leben von Millionen Menschen erfordert und viel von Gottes Schöpfung zerstört haben.“

Diese beiden Beispiele zeigen, dass die ganze Zivilisation kapitalistisch verseucht ist und umfassend das Leben bedroht. Papst Franziskus bringt diesen Konsens in seinem Apostolischen Schreiben „Die Freude des Evangeliums“<sup>15</sup>. Darin bringt er den Konsens auf die knappen Formeln: „Diese Wirtschaft tötet! (...) Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung. Nein zur neuen Vergötterung des Geldes. Nein zu einem Geld, das regiert, statt zu dienen. Nein zur sozialen Ungleichheit, die Gewalt hervorbringt.“

Gerade die Kirchen in Deutschland und der Schweiz, die die Entwicklung dieses kritischen ökumenischen Konsenses mehrheitlich behindert haben, sollten die hier kurzgefassten Forschungsergebnisse intensiv studieren. Es gibt eine klare Linie von Amos über Jesus, Luther und Marx zur heutigen Position der weltweiten Ökumene einschliesslich des Papstes. Wenn die Kirchen die Lebensbedingungen für Gottes Kreaturen nicht verspielen wollen, müssen sie sich entgegen aller gewohnten Tabuisierung dieser Frage in Bündnissen mit sozialen Bewegungen, der ArbeiterInnenbewegung und allen humanistischen Kräften inklusive solchen in anderen Religionen verbünden, um den Kapitalismus zu überwinden. Im Mai erscheint die Flugschrift „Mit Luther, Marx und Papst den Kapitalismus überwinden“ im VSA Verlag Hamburg.

*\*Der Beitrag ist auch in Neue Wege 5/2017 erschienen. Wir danken unserer Schwesterzeitschrift Neue Wege in Zürich für Kooperation und*

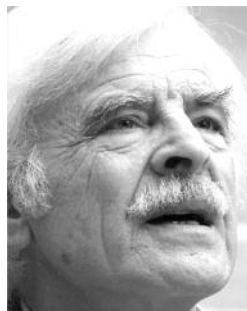
Einverständnis, den Artikel auch in Deutschland zu verbreiten.

- 1 Karl Marx: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band*, Karl Marx/Friedrich Engels, Werke (MEW), Bd. 23. Berlin 1969, S. 621.
- 2 Vgl. Hans Joachim Schellnhuber: *Selbstverbrennung Die fatale Dreiecksbeziehung zwischen Klima, Mensch und Kohlenstoff*. München 2015.
- 3 Vgl. Ulrich Duchrow, : *Gieriges Geld: Auswege aus der Kapitalismusfalle – Befreiungstheologische Perspektiven*. München 2013, mit weiterer Literatur (zum download <http://ulrich-duchrow.de>).
- 4 Hierzu und zum Folgenden vgl. Ulrich Duchrow: *Mit Luther, Marx und Papst den Kapitalismus überwinden*. Hamburg u. Frankfurt/Main 2017.
- 5 Vgl. Berndt Hamm: *Den Himmel kaufen. Heilskommerzielle Perspektiven des 14.-16. Jahrhunderts*. In: Michael Welker (Hrsg.): *Gott und Geld. Neukirchen-Vluyn 2007*, S. 239-76.
- 6 *Weimarer Ausgabe der Werke Luthers (WA)* 1, 234.
- 7 *WA 30 I*, S. 133.
- 8 *Ebd.*, S. 164f.
- 9 *WA 51*, S. 361f.
- 10 *Ebd.* S. 364f.
- 11 *MEW 23*, S. 85ff.
- 12 <http://www.lwf-assembly2003.org>, und

*Kairos Europa (Hg.): Kirchen im ökumenischen Prozess für gerechte Globalisierung – Von Winnipeg 2003 über Accra 2004 nach Porto Alegre 2006. Heidelberg 2005.*

- 13 <http://www.reformiert-info.de/124-0-56-3.html>, und Kairos, a.a.O.
- 14 „Sagen wir nein zu“ bedeutet eigentlich „verwerfen“ (im englischen Original steht deshalb „reject“ im Rückgriff auf die Barmer Theologische Erklärung von 1934). Aber deutsche Delegierte wollten das verwechseln und bestanden auf der verschleiernenden Übersetzung.
- 15 Die Texte von ÖRK und Papst in: *Kairos Europa (Hg.): Von den Rändern her in Richtung globale Transformation! „Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens“ – Hoffnung auf einen neuen kirchlichen Aufbruch für das Leben? Heidelberg 2013.*

Ulrich Duchrow, \*1935, Prof. für systematische Theologie an der Universität Heidelberg. Mitbegründer und Vorsitzender des ökumenischen Basisnetzwerkes Kairos Europa; Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats von Attac



Ulrich Duchrow

## Zachäus. Verantwortung für die Gemeinschaft

Von Malu Dreyer

**L**iebe Besucherinnen und Besucher des Kirchentages, liebe Gäste, ich freue mich, dass Sie heute hierher zur

Bibelarbeit gekommen sind und begrüße Sie sehr herzlich.

Danken möchte ich auch der Kantorei Kaiserswerth, die uns gerade so wunder-

bar eingestimmt hat, und die die Veranstaltung weiter musikalisch begleiten wird.

Für mich ist dieser Tag ein besonderer Termin. Denn auf dem Evangelischen Kirchentagen, wie auch auf den Katholikentagen, werden viele Fragen erörtert, die für unsere Gesellschaft insgesamt von Bedeutung sind. Wir diskutieren über unseren Glauben; darüber, was es heißt, solidarisch und gerecht zu handeln – und über unsere Verantwortung in der Welt. Dabei verbinden uns gemeinsame christliche Werte.

Es ist wunderbar zu sehen, dass so viele, und vor allem so viele junge Menschen wie Sie, mit Ihrer Teilnahme am Kirchentag zeigen, dass auch Ihnen diese Fragen wichtig sind.

Bibelarbeiten haben auf dem Kirchentag eine lange Tradition, und ich freue mich, dass ich heute zu Ihnen über einen Bibeltext sprechen darf, der die Geschichte des Zöllners Zachäus erzählt. Diese Geschichte aus dem Lukasevangelium, Kapitel 19, Vers 1 bis Vers 10, ist vielen von Ihnen sicher bekannt. Sie gehört zu den verbreiteten Erzählungen des Neuen Testaments; Kinder malen sie noch heute im Kindergarten oder im Kindergottesdienst. Man kann davon ausgehen, dass der Name Zachäus auch in unserer zunehmend säkularen Gesellschaft noch einen Nachklang hat.

Ich lese zum Einstieg die Fassung für den diesjährigen Kirchentag:

- 1 *Jesus kam nach Jericho und ging durch die Stadt.*
- 2 *Da gab es einen Mann mit Namen Zachäus. Er leitete das Zollunternehmen und war reich.*
- 3 *Er wollte unbedingt Jesus sehen und wissen, wer das ist. Es gelang ihm aber nicht wegen der Menschenmenge, denn er war klein von Statur.*
- 4 *Er lief voraus und stieg auf einen Maul-*

*beerfeigenbaum, um ihn sehen zu können, denn dort sollte er vorbeikommen.*

- 5 *Als Jesus an die Stelle kam, sah er ihn an und sagte: „Beeil dich, komm herunter, denn heute muss ich in deinem Haus bleiben.“*
- 6 *Er beeilte sich, herunterzukommen und nahm ihn voll Freude auf.*
- 7 *Als die Leute das sahen, regten sich alle auf: „Bei einem Verbrecher ist er zu Gast.“*
- 8 *Zachäus stellte sich hin und sagte zum Herrn: „Siehe, Herr, die Hälfte meines Vermögens gebe ich den Armen, und wenn ich von jemandem zu viel abgepresst habe, gebe ich es vierfach zurück.“*
- 9 *Jesus sagte ihm: „Heute ist die Gemeinschaft in diesem Haus gerettet worden, denn auch dieser ist ein Nachkomme Abrahams.“*
- 10 *Der Mensch Jesus ist gekommen, um das Verlorene zu suchen und zu retten.*

Die Geschichte von Zachäus ist ein berühmter Text – vielleicht deshalb, weil so viele verschiedene Motive in ihm stecken.

Da ist zuerst die interessante Figur von Zachäus. Er wird als kleiner, reicher Mann eingeführt, der Menschen übers Ohr gehauen hat. Dann aber verändert er sich, und Geld wird ihm auf einmal weniger wichtig. Wer ist er wohl, und was passiert in ihm, dass er durch die Begegnung mit Jesus so verändert ist?

Für mich – das wird Sie nicht überraschen – ist die Geschichte von Zachäus ein regelrecht sozialdemokratischer Text. Es geht um Verantwortung und um zweite Chancen. Um Befähigung dazu, seine eigenen Stärken zu leben.

Und schließlich sind auch die großen Fragen berührt: Wie lebe ich ein gelingendes Leben? Vielleicht kann man im Jahr des Reformationsgedenkens auch formulieren: Wie verhalte ich mich gerecht? Diese drei Punkte möchte ich Ihnen näher ausführen.



## 1) Die Person des Zachäus – der Umgang mit Vorurteilen

Beginnen wir mit Zachäus selbst. Viel erfahren wir nicht über ihn. Zachäus lebt in Jericho, er arbeitet als Zöllner, und er ist reich. Die Leute nennen ihn in dem Text, den ich eben vorgelesen habe, „einen Verbrecher.“ Das ist ein hartes Urteil!

Warum schätzen die Menschen von Jericho ihn so gering?

Soweit wir der kurzen Geschichte entnehmen können, hat Zachäus im Auftrag der Römer, also der Besatzer der damaligen Zeit, ein Zollunternehmen geleitet. Dieses System war ziemlich anfällig für Missbrauch: Zöllner konnten Steuern für die Römer erheben und dabei auch einen Zuschlag verlangen, den sie selbst behielten.

Dadurch waren sie doppelter Kritik ausgesetzt: Einerseits halfen sie so den Römern, ihr System zu stabilisieren. Und andererseits bereicherten sie sich auch noch persönlich. So kommt es, dass Zöllner in der antiken Gesellschaft einflussreich, aber auch verachtet sind. Aus den Zöllen und Abgaben haben die Zöllner auch ihr eigenes Einkommen bestritten und dabei wahrscheinlich oft kräftig zugelangt, um sich selbst zu bereichern. Auch Zachäus scheint so gehandelt zu haben und hat sich damit gegen die gerichtet, die ärmer und schwächer waren als er.

Zachäus ist auf seltsame Weise gleichzeitig mächtig und machtlos. Er ist ein einflussreicher Mann, er kann andere über-vorteilen, die sich dagegen nicht wehren können. Gleichzeitig ist er ausgegrenzt, un-beliebt, allein.

Ich stelle mir vor, wie Zachäus dort in der Menge steht. Vielleicht hört er einige unfreundliche Sprüche. Er, der sonst jemand ist, den man besser nicht verärgert, steht ganz allein.

Wie viele der Menschen in der Menge hat er um Geld betrogen? Ob einige ihn an-rempeln? Ob andere dabei voll Genugtu-ung zuschauen? Vielleicht denken sie: „Endlich sagt jemand diesem Zachäus ein-mal die Meinung.“ Ob er überlegt hat, weg-zulaufen? Irgendetwas scheint ihn aber so anzuziehen an diesem Jesus, von dem alle reden, dass er in der Menge bleibt. Er will Jesus sehen.

Zachäus ist klein. Vielleicht ist er auch kleinkariert. Kleinlich. So jemanden kennt ja beinahe jeder: Einen Prinzipienreiter, der sich selbst hinter Vorschriften verschanzt und nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist. So stelle ich ihn mir vor, den kleinen rei-chen Zachäus.

Und hier überrascht uns der Bibeltext meines Erachtens zum ersten Mal.

Denn anders als erwartet, beharrt Za-chäus nicht auf seiner Macht. Der kleine, feiste Mann drängelt sich nicht nach vorn. Er versucht, über die Köpfe der anderen hinwegzusehen. Vielleicht hüpfert er auf und ab. Beginnen die Umstehenden zu la-chen? Wenn ja, hält ihn das nicht ab – kurz-erhand hievt er sich auf einen der mächtigen Bäume am Straßenrand. Er will Jesus sehen. Das klingt nun gar nicht mehr nach einem kleinkarierten Prinzipienreiter. Za-chäus *widerlegt unsere Vorurteile im Kopf*.

Die Leute fragen nicht, warum er dort oben auf dem Baum sitzt. Sie sehen nicht die Person Zachäus, sie sehen nur den Zöll-ner und damit den „Verbrecher“. Kennen wir das nicht auch, dass uns andere in eine Schublade stecken und uns abstempeln ohne uns zu kennen? Jeder, der in der Öf-fentlichkeit steht, gerade auch als Politiker, kennt das leider nur zu gut. Wie gehen wir mit solchen *Vorurteilen* um? Dies ist aus meiner Sicht die *erste Herausforderung*, die uns die Geschichte von Zachäus aufgibt.

Kein Mensch ist ohne Vorurteile. Die Evo-

lution hat sie uns mitgegeben. Sie erleichtern unser Handeln, weil wir über bestimmte Dinge im Alltag nicht mehr nachdenken müssen: Wir gehen selbstverständlich davon aus, dass sich die Türen am Ende dieser Veranstaltung öffnen lassen. Oder dass ein Auto vor einer roten Ampel stoppt.

Aber wenn Vorurteile zu stark werden, wenn sie sich pauschal gegen Fremde, Ausländer, Angehörige anderer Religionen, gegen Menschen mit anderen sexuellen Orientierungen, mit bestimmten Berufen richten, verengen sie den Blickwinkel und stehen einem guten und friedlichen Zusammenleben im Wege.

*Was kann man aber gegen solche Vorurteile tun?* In der Geschichte bei Lukas bricht Jesus mit dem Vorurteil. Vor aller Augen. Jesus bleibt stehen, schaut zu Zachäus auf und lädt sich bei Zachäus ein. Also: Nicht einfach weitergehen, sondern auf jemanden zugehen und dafür sorgen, dass wir zusammenkommen und uns gegenseitig kennenlernen. Dies ist der beste Weg, um Vorurteile abzubauen. Anderssein auszuhalten, ist nicht leicht, es erfordert Anstrengung und den Willen zur Toleranz. Aber Begegnungen können Brücken bauen, die aus „den anderen“ Menschen mit Namen und Geschichten machen, von denen wir uns berühren lassen können. In Rheinland-Pfalz haben wir dafür einen treffenden Satz, der unser Lebensgefühl ausdrückt: Bei uns werden aus Fremden Freunde.

Unsere Gesellschaft ist bunter geworden. Deshalb wird es immer wichtiger, für Toleranz und Offenheit zu werben und uns nicht durch Vorurteile bestimmen zu lassen. Deshalb wird es immer wichtiger, dafür zu sorgen, dass sich Menschen unterschiedlicher Herkunft und Kultur begegnen und die Bilder im Kopf, die sie voneinander haben, überwinden können.

Besonders deutlich wird dies bei der großen Aufgabe, die Menschen, die vor allem in den letzten beiden Jahren und den letzten Monaten zu uns geflüchtet sind, zu integrieren.

## Integration der Geflüchteten

In Rheinland-Pfalz haben wir in den letzten Jahren viele Menschen als Asylsuchende und Flüchtlinge aufgenommen. Zwar sind die Zahlen im letzten Jahr zurückgegangen, sie sind aber immer noch höher als vor Ausbruch der sogenannten „Flüchtlingskrise“.

„Flüchtlingskrise“. Damit geht es schon los: In dem Wort ist das Vorurteil, das uns der Zachäus-Text kritisch vor Augen führt, schon angelegt. Als würden nicht Menschen zu uns kommen, sondern eine irgendwie abzuwendende „Krise“. Als Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz ist mir eine *humanitäre Flüchtlings- und Asylpolitik* besonders wichtig. Deutschland ist ein reiches Land. Das bedeutet auch Verantwortung.

Damit das aber gelingt, ist es wichtig, dass wir eine vorausschauende und kluge Integrationspolitik fördern. Deshalb sind in unserem Haushaltsentwurf für die nächsten Jahre 2017 und 2018 die Mittel für Deutsch-Sprachkurse noch einmal um *zwei Millionen Euro* pro Jahr aufgestockt worden.

*Partizipation und Teilhabe* sind für die Menschen, die neu zu uns gekommen sind, grundlegend dafür, dass sie sich auf unsere Gesellschaft einlassen. Sie sind aber auch für die Gesellschaft, in die integriert wird, wichtig. Denn nur so wird Begegnung ermöglicht, nur so können wir einander kennen lernen und Vorurteile abbauen. Programme wie das Bundesprogramm *„Integration durch Sport“* können in Rheinland-Pfalz auf eine Erfolgsbilanz verweisen. Ich unterstütze daher auch Bestrebungen,

dieses Integrationsprogramm auf die Arbeit mit Geflüchteten auszuweiten.

Auch Kultur ist für die Integration wichtig. Daher hat das Kultusministerium in Rheinland-Pfalz unter dem Motto „*Kultur heißt willkommen*“ eine Initiative gestartet, die die grenzübergreifende Bedeutung kultureller Vielfalt betont. Künstlerinnen und Künstler, Museen und andere Kultureinrichtungen bieten Angebote für Geflüchtete an. Echte Integration erreichen Sie nämlich nur durch gezielte Förderung vor Ort. Gemeinsamkeiten muss man leben und fördern, statt sie in Zeitungen zu beschwören.

So ermöglicht unser Landesprogramm „*Jedem Kind seine Kunst*“ zum Beispiel, dass Kinder und Jugendliche unter Anleitung von Künstlerinnen und Künstlern selbst künstlerisch tätig werden. So lernen sie nicht nur, sich auszudrücken, sie erfahren auch die für die Integration so wichtige Wertschätzung. Solche Orte der Begegnung sind wichtig.

Die Integration der Geflüchteten ist aber nicht nur eine Aufgabe der Politik, sondern eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe.

Ich bin sehr dankbar dafür, dass sich gerade die Kirchen bei der Aufnahme, Erstversorgung und der Integration der Flüchtlinge in einem beeindruckenden Ausmaß engagiert haben und sich auch weiter engagieren.

Deshalb fördern wir die landesweit in Rheinland-Pfalz entstandenen Runden Tische und Flüchtlingsinitiativen, in denen sich ehrenamtliche Bürgerinnen und Bürger engagieren. Die Landesregierung Rheinland-Pfalz finanziert eine Koordinierungsstelle für ehrenamtliche Tätigkeiten im Flüchtlingsbereich. Diese ist im Ausländerpfarramt in Bad Kreuznach angesiedelt.

Während auf der einen Seite die Hilfs-

bereitschaft überall in der Bevölkerung beeindruckend groß war und immer noch ist, gibt es jedoch auf der anderen Seite auch viele Vorbehalte gegenüber den Geflüchteten, die aus anderen Ländern und Kulturkreisen stammen. Ich habe mich darüber gefreut, dass nach einem aktuellen Bericht des Bundeskriminalamtes die Zahl der Anschläge auf Flüchtlingsunterkünfte in Deutschland wieder stark rückläufig ist. 93 Anschläge auf Flüchtlingsunterkünfte und außerhalb der Unterkünfte. 318 Angriffe auf Asylbewerber und Flüchtlinge im ersten Quartal 2017 zeigen aber ganz klar, wie schwer es ist, Menschen unterschiedlicher Herkunft und Kultur zusammenzubringen.

Die Erfahrung zeigt aber genauso, dass sich überall da, wo Einheimische und geflüchtete Menschen zusammenkommen und die Gelegenheit besteht, einander besser kennenzulernen, sehr schnell Vorbehalte und Vorurteile übereinander sich auflösen und ein echtes Miteinander beginnen kann. Deshalb ist für den Abbau von Vorurteilen der Dialog zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft, Kultur und Religion so unglaublich wichtig.

### Interreligiöser und interkultureller Dialog,

Zachäus wird in unserer Geschichte von Jesus als „Nachkomme Abrahams“ bezeichnet. Gerade dem Dialog zwischen den drei großen abrahamitischen Religionen, dem Christentum, dem Judentum und dem Islam, kommt auch in unserer Zeit eine besondere Bedeutung zu. Antisemitismus ist leider noch immer an der Tagesordnung. Und auch die Musliminnen und Muslime in Deutschland sehen sich vielen Ressentiments gegenüber.

Ich bin den Kirchen und den vielen Initiativen dankbar dafür, dass sie den inter-

religiösen Dialog pflegen und fördern, auch hier auf dem Kirchentag in Berlin. Begegnungen zwischen Angehörigen von Christentum, Judentum und Islam, aber auch anderen Religionen tragen dazu bei, dass die Menschen Gemeinsamkeiten wie Unterschiede in ihrem Glauben und ihrer Kultur kennen- und auch verstehen lernen. Dies ist eine wichtige Voraussetzung für ein friedliches, respektvolles und gut nachbarschaftliches Zusammenleben. Rassismus, Antisemitismus und Islamfeindlichkeit wird so der Nährboden entzogen.

Zu dem Thema ‚Vielfalt in einer religiös und kulturell pluralen Gesellschaft‘ werde ich übrigens heute Nachmittag auf einem Podium hier in der Messe Berlin sprechen. „*Wir sind längst bunt!*“ heißt die Veranstaltung programmatisch.

Mir ist wichtig: Dialog kann nur auf *Aughöhe* erfolgreich sein. Ich setze mich auf Landesebene für eine Förderung des interreligiösen Dialogs ein, und auf Bundesebene hat die SPD ein Wahlprogramm erarbeitet, in dem dasselbe steht: Wir wollen den interreligiösen Dialog fördern und das Wissen über die eigene Religion durch *Religions- und Ethikunterricht* vertiefen.

## 2) Die zweite Chance des Zachäus – Verantwortung für die Gemeinschaft

Die erste Frage, die sich aus der Geschichte von Zachäus, dem Zöllner, ergibt, ist also die Frage danach, wie wir zu einem vorurteilsfreien Miteinander kommen können. Aber es gibt noch einen ganz anderen, weiteren Aspekt unserer Geschichte: Zachäus ändert nämlich seine Haltung und spürt *Verantwortung für die Gemeinschaft*.

Was aber heißt das für einen Menschen, der vorher andere systematisch ausgebeutet hat und dem deren Elend herzlich we-

nig zu interessieren schien? Zachäus ändert seine Einstellung und wird zu einem, der teilen möchte. Diese Veränderung in seiner Haltung ist der *zweite Aspekt*, auf den ich eingehen möchte.

Das ist eine ziemlich aktuelle Frage. Denn heute gibt es sie immer noch, die Zachäusse. Denken Sie nur an die Manager, die Ihre großen Boni einstreichen. Oft scheint es, als fühlten sie wenig Verantwortung für die Gemeinschaft. Wann sehen wir schon einmal, dass jemand, der andere im Geschäftsleben betrogen hat, wie Zachäus Verantwortung übernimmt und den eigenen Gewinn vierfach zurückgeben will? Mir geht es aber nicht um eine Managerschelte, sondern um die Frage: Wie ist die Entwicklung des Zachäus möglich geworden?

Die anderen Leute regen sich auf, weil sich Jesus ausgerechnet bei einem einlädt, der sich aus ihrer Sicht „verbrecherisch“ verhalten hat. Aber was ist der richtige Umgang mit Menschen, die sich falsch verhalten und Fehler gemacht haben?

Sollen wir Menschen, die Fehler gemacht haben, für immer ausgrenzen, oder sollen wir ihnen die Hand reichen, so wie Jesus, der sich selbst bei Zachäus einlädt? Sollen wir versuchen, sie wieder ins Boot oder, wie in der Geschichte von Zachäus, vom Baum herunter zu holen? Verdient nicht jeder eine zweite Chance?

Zunächst gilt: wenn jemand gegen das Gesetz verstoßen hat, ist das ein Fall für die Justiz. Ein friedliches Zusammenleben funktioniert nur, wenn sich alle an die Regeln halten, und die Einhaltung dieser Regeln muss notfalls auch durchgesetzt werden. Mit dem Schuldspruch und der Verkündigung des Strafmaßes hat der Straffällige seine Strafe bekommen. Mit der Ableistung der Strafe sollte die Angelegenheit also erledigt sein. So einfach ist es

in der Realität jedoch nicht. Wer einmal einen Fehltritt gemacht hat, ist davon oft sein ganzes Leben lang geprägt.

Diese Erkenntnis ist für mich zum Beispiel in der *Resozialisierung* von straffällig gewordenen Menschen leitend. Unser Ansatz in Rheinland-Pfalz ist: Je effektiver uns die Resozialisierung gelingt, desto besser verhindern wir Rückfälle. Das gilt insbesondere für Jugendliche und junge Erwachsene, die straffällig geworden sind. Wir dürfen niemanden aufgeben!

So fördert das Justizministerium in Rheinland Pfalz Projekte wie „*Probare*“ in meiner Heimatstadt Trier. „*Probare*“ ist ein gemeinnütziger Verein, der sich für Prävention und Resozialisierung sowie Rehabilitation straffällig gewordener erwachsener Menschen einsetzt. Durch erlebnispädagogische Projekte, Begleitung und Beratung wird Menschen geholfen, die neben die Spur geraten sind. Wir wollen Menschen ermutigen, eine zweite Chance zu ergreifen und zu nutzen!

Ich bin froh darüber, dass Angehörige der Kirchen und anderer Religionen in unsere *Strafvollzugsanstalten* kommen, damit auch dort die Menschen an Gottesdiensten teilnehmen und Angebote der *Seelsorge* wahrnehmen können.

Nicht alles kann von offizieller Seite geregelt oder repariert werden. Wir sind alle selbst gefordert, anderen Menschen, die in Nöten sind, die Hand zu reichen. Wer straffällig wird, wer einen Fehler macht, steht oft sehr schnell alleine da. Dann braucht er jemanden, der ihm die Hand reicht und seine Isolation durchbricht.

Zachäus findet durch die Hand, die Jesus ihm reicht, Zugang zu seiner eigenen Kraft. Er kann sich plötzlich einbringen, kann sich am Miteinander freuen und seinen Reichtum teilen. Und wenn man den Text ganz genau liest, dann fällt auf, dass dieses Po-

tential in Zachäus schon immer angelegt war. Denn der Name Zachäus stammt vom hebräischen Wort „Zakkaij“ (*gesprochen mit weichem „S“ im Anlaut, wie bei „summen“*), und bedeutet „gerecht“. Das ist wieder einmal so ein Moment, an dem uns der Bibeltext überrascht. Im Nachhinein gelesen, setzt Jesus sozusagen frei, was immer schon da war.

Und das gilt ja nicht nur für Zachäus. Wir alle wünschen uns Zuversicht, wünschen uns, dass jemand an uns glaubt. Damit wir uns selbst vertrauen, brauchen wir die Erfahrung, dass andere an uns glauben.

„Die siehst mich!“ ist die Losung dieses Kirchentags. Vertrauen erwächst eben aus der Erfahrung, gesehen zu sein. Manche finden diese Wahrnehmung im Glauben. Andere in Beziehungen und Freundschaften. Aber jeder Mensch braucht das Gefühl, Achtung zu erfahren, gesehen zu werden. Deshalb ist mir eine *Kultur der Anerkennung* so wichtig, im Umgang miteinander, im Berufsleben und auch in politischen Auseinandersetzungen.

Zachäus erfährt diese Anerkennung in der Begegnung mit Jesus. Auf einmal trennen ihn seine Fehler nicht mehr von den anderen Menschen. Im Gegenteil: Sein Reichtum wird eine Ressource zum Helfen. Und genauso wünsche ich mir das mit allen Arten von Reichtum, ob das Geld ist oder Begegnung, Talente oder andere Gaben sind: Dass sie Ressourcen für das Miteinander werden. Dass es uns gelingt, die Potentiale in den Menschen freizusetzen.

Dadurch, dass ihm Achtung wiederfährt, ist für Zachäus der Weg zurück in die Gemeinschaft möglich. Er kehrt um. Und das kann uns auch eine Lektion für heute sein: Denen, die unten sind, zu helfen, das ist eine *Investition in die Helfer von morgen!*

### 3) Gerechtigkeit

Zachäus nimmt die „Selbst-Einladung“ Jesu ohne Zögern an und verspricht, die Hälfte seines Vermögens den Armen zu geben und unrechtmäßig Erpresstes vierfach zurückzugeben. Jesus verkündet darauf: „Heute ist die Gemeinschaft in diesem Haus gerettet worden, denn auch dieser ist ein Nachkomme Abrahams.“

Hier steckt für mich die *dritte wichtige Frage der Geschichte*: die Frage nach der *Gerechtigkeit*.

Deutschland ist ein reiches Land, das bedeutet auch Verantwortung.

Ich wünsche mir eine Gesellschaft, in der das Miteinander im Vordergrund steht, nicht das Gegeneinander. Ich möchte, dass die, die es können, Verantwortung übernehmen. Ich glaube nicht an den Spruch, „wenn jeder an sich denkt ist am Ende an alle gedacht“. Im Gegenteil. Wir alle werden stärker, wenn wir zusammenstehen. *Solidarität* ist eine Investition in die Stärke eines Landes.

Diesen Grundsatz hat Zachäus zu Beginn ja nun anscheinend überhaupt nicht befolgt. Im Gegenteil: Er hat andere betrogen und sich selbst bereichert, wie er zumindest andeutend zugibt, als er Jesus versichert: „wenn ich von jemandem zu viel abgepresst habe, gebe ich es vierfach zurück“ (Lk 19,8).

Hat Zachäus nun gerecht gehandelt, wenn er die Hälfte seines Vermögens den Armen gibt? Bleibt Zachäus danach immer noch reich? Welche soziale Verantwortung haben die Reichen? Die vielen Stiftungen in unserem Land zeigen, dass sich viele Menschen mit Vermögen ihrer sozialen Verantwortung bewusst sind und bereit sind, Geld für soziale Zwecke einzusetzen. Aber auch wenn wir nicht zu den Superreichen und Reichen auf dieser Erde ge-

hören, so können auch wir abgeben, im Großen wie im Kleinen, sei es eine großzügige Geldspende, sei es eine Kleiderspende, sei es eine einzelne Münze, die wir einem Bettler zustecken.

Die Geschichte von Zachäus berichtet auch von denen, die finden, dass Jesus selbst hier nicht gerecht gehandelt hat, indem er sich ausgerechnet bei Zachäus eingeladen hat. Er kümmert sich um den einen, der sich zwar nicht in materieller, jedoch in seelischer Not befindet. Er kümmert sich nicht um die vielen, die um ihn herumstehen und vielleicht bisher alles richtig im Leben gemacht haben. Diese vielen aber regen sich auf: „Bei einem Verbrecher ist er zu Gast.“ Ist das nicht ungerecht? Solche so genannten „Neiddebatten“ kennen wir auch heute noch. Die Aufgabe, die Flüchtlinge aufzunehmen und zu integrieren, ist leider auch dafür ein gutes Beispiel. Haben da nicht auch viele gefragt, wieso kriegen die nun so viel Unterstützung und andere, die auch Hilfe brauchen, anscheinend nichts oder zumindest weniger?

Gerecht zu handeln und zu entscheiden, ist eine Herausforderung, vor der ich als Politikerin immer wieder stehe. Es wäre schön, wenn es einfache Schwarz-Weiß-Lösungen gäbe; aber die gibt es leider nicht.

Da ist vor allem die Frage, wofür gebe ich die *Steuergelder* aus, für mehr Straßen, mehr Kitaplätze, schnelleres Internet? Für mich ist es wichtig, sich um die zu kümmern, die besonders Hilfe benötigen. Deshalb sind aus meiner Sicht Investitionen im sozialen Bereich von vorrangiger Bedeutung. Wir setzen dabei auf einen frühzeitigen und vorbeugenden Politik-Ansatz. Wir wollen, dass Menschen in unserem Sozialsystem nicht erst dann Hilfe bekommen, wenn etwas schiefgelaufen ist, z. B. wenn ein Jugendlicher die Schule bereits abge-



brochen hat, oder wenn Menschen ihre Arbeit bereits verloren haben. Wir bekämpfen die Armut der Menschen.

Dazu haben wir in Rheinland-Pfalz in diesem Jahr einen landesweiten Prozess zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung gestartet. Mit über 300 *arbeitsmarktpolitischen Initiativen und Projekten* bekämpfen wir die Arbeitslosigkeit. Dazu zählen zum Beispiel Maßnahmen der Förderung des Zugangs zu lebenslangem Lernen und Steigerung der Fähigkeiten der Arbeitskräfte. Besonders hervorzuheben ist die Förderung der beruflichen Weiterqualifizierung von Beschäftigten durch den „QualiScheck“. Wichtig sind mir auch Beratungsangebote wie das Projekt „Neue Chancen“. Damit helfen wir Männern und Frauen bei der *Rückkehr ins Erwerbsleben* nach einer Familien- oder Pflegephase.

Der soziale Bereich erstreckt sich aber nicht nur auf den Arbeitsmarkt. Es geht auch um Teilhabe von allen Bürgerinnen und Bürgern – unabhängig von ihrem Wohnort oder ihrem Einkommen. Daher unterstützen wir als Landesregierung Kommunen und soziale Akteure vor Ort, um Stadt- und Ortsteile aufzuwerten, in denen sich soziale Problemlagen konzentrieren. Die sozialpädagogischen Fachkräfte in den benachteiligten Stadtteilen sind Anlaufstellen für die dort lebenden Bewohnerinnen und Bewohner. Sie fungieren als Lotsen und unterstützen im familiären sowie schulischen Bereich, bei Behörden- und Alltagsangelegenheiten.

Ich glaube, dass jeder Mensch das Recht auf individuelle Selbstbestimmung hat. Es ist gerecht, dass wir als Gesellschaft Voraussetzungen für die gleichberechtigte Teilhabe aller schaffen. Wir haben deshalb mit dem *Landesgesetz über Wohnformen und Teilhabe* in Rheinland-Pfalz ein Gesetz, mit dem wir sowohl älteren Menschen als

auch Menschen mit Behinderungen, ihren individuellen Wünschen entsprechend, Wohnformen mit einem Höchstmaß an Privatsphäre ermöglichen wollen.

Mit all diesen Maßnahmen möchten wir in Rheinland-Pfalz erreichen, dass jeder, unabhängig von seiner Herkunft, von Anfang an eine faire Chance in unserer Gesellschaft erhält. Das ist unsere Verantwortung. Das ist gerecht.

Ist Zachäus nun am Ende gerecht? Ich glaube, die Antwort ist weder ein klares Ja noch ein klares Nein. Zachäus ist ein Mensch mit Brüchen in seinem Leben. Er hat Fehler gemacht. Und Fehler sind menschlich. Heute kann man manchmal den Eindruck gewinnen, dass das nicht mehr gilt. Jeder weiß, was das Wort „Shits-torm“ bedeutet, der im Internet über einen Unternehmer, eine Politikerin oder sonst wie prominente und auch ganz normale Menschen hereinbrechen kann, wenn er oder sie irgendetwas Falsches gesagt oder getan hat. Auch wenn es noch so unbedeutend ist. Mich erschreckt oft, mit welcher Häme heute über Menschen berichtet und geurteilt wird, die einen Fehler gemacht haben.

Bestimmt kennen auch Sie die Geschichte von Jesus und der Ehebrecherin, die die Schriftgelehrten und Pharisäer zu ihm brachten, und die wegen ihrer Tat gesteinigt werden sollte. Jesus aber sagte: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.“ Unser Bibeltext ist auch eine Erinnerung, dass wir alle nicht vollkommen sind, dass wir alle Fehler machen und uns deshalb im Umgang mit anderen von Nachsicht, Gnade und Versöhnungsbereitschaft leiten lassen sollten. Wir sollten jeden Menschen in seiner Würde sehen, die auch in Artikel 1 des Grundgesetzes besonders geschützt wird.

Dieser Aspekt war auch Martin Luther

wichtig. Seine Würde, sein Angenommen Sein vor Gott muss sich ein Mensch nicht verdienen. Daran erinnern wir uns gerade in diesem besonderen Jahr des 500. Reformationsjubiläums! Jesus lädt sich selbst bei Zachäus ein, noch bevor dieser den Weg der Umkehr eingeschlagen hat. Die Barmherzigkeit Jesu ist es, die wir uns zum Vorbild nehmen können. Auch wir können denen, die etwas falsch gemacht haben, die Möglichkeit zur Umkehr und zur Rückkehr in die Mitte unserer Gesellschaft geben.

Ob Zachäus auch in seiner Gesellschaft eine Chance erhält, nachdem er Wiedergutmachung geleistet hat, wissen wir nicht. Wir wissen nicht, ob ihm die jüdische Gesellschaft vergeben und ihn wieder in ihre Mitte aufgenommen hat. Wir wissen nicht, wie die anderen Zöllner darauf reagiert haben, dass er sich aus dem System der Ausbeutung herausgezogen hat. Aber wir wissen, dass Jesus seinen Weg gutgeheißen hat. Und wir können aus Zachäus' Geschichte eine Menge darüber lernen, wie wir selbst mit Menschen, die anders sind und anders leben als wir, umgehen sollten.

Das Motto des Kirchentags „Du siehst mich“ passt sehr gut zu unserer Geschichte: Jesus sieht Zachäus, der oben auf dem Maulbeerbaum sitzt. Auch wir müssen uns bemühen, diejenigen zu sehen, die ausgegrenzt sind, weil sie „anders“ sind, weil sie „Verbrecher“ sind und Fehler gemacht haben, weil sie schwächer sind, und ihnen zurück in unsere Mitte helfen.

So wie Jesus Zachäus auf dem Baum sitzen sieht, so wie Gott die Sklavin Hagar in der Wüste sieht, so ist jeder Einzelne aufgefordert hinzusehen, die Nöte anderer Menschen wahrzunehmen und diesen Menschen beizustehen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

*\* Bibelarbeit von Ministerpräsidentin Malu Dreyer anlässlich des 36. Deutschen Evangelischen Kirchentages am 27. Mai 2017 in Berlin*

*Maria Luise Anna (Malu) Dreyer, geboren am 6. Februar 1961 in Neustadt an der Weinstraße, 1977 einjähriger Aufenthalt in Claremont, Kalifornien, 1980 Abitur in Neustadt an der Weinstraße.*



**Malu Dreyer**

*Studium der Anglistik und Theologie in Mainz, ab 1981 Studium der Rechtswissenschaften in Mainz.*

*1987 Erstes Staatsexamen, 1990 Zweites Staatsexamen, 1989–1991 Wissenschaftliche Assistentin bei Prof. Dr. Pflug, Universität Mainz, 1991 Richterin auf Probe, Staatsanwältin in Bad Kreuznach, 1992 Mitarbeiterin des Wissenschaftlichen Dienstes, Rheinland-Pfälzischer Landtag.*

*18.05.1995 Hauptamtliche Bürgermeisterin Bad-Kreuznach, 24.09.1997 Dezernentin für Soziales, Jugend und Wohnen, Mainz,*

*15.03.2002 Ministerin für Arbeit, Soziales, Familie und Gesundheit, Rheinland-Pfalz.*

*06.12.2006 Ministerin für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Familie und Frauen, Rheinland-Pfalz, 18.05.2011 Ministerin für Soziales, Arbeit, Gesundheit und Demografie, Rheinland-Pfalz, seit 16.01.2013 Ministerpräsidentin Rheinland-Pfalz.*

**Kontroverses auf dem 36. Deutschen Evangelischen Kirchentag, vom 24. bis 28. Mai 2017 in Berlin**

## „Unser Kreuz hat keine Haken“

Von Thorsten Brenscheidt

Endlich mal wieder ein kontroverser Kirchentag – so blickten nicht wenige langjährige Teilnehmer auf die Tage in Berlin zurück. Der Kirchentag hat sich spätestens seit 1969 als offenes Forum etabliert, in dem nicht die biedere oder stromlinienförmige Anpassung an gegenwärtige Zustände, also Fatalismus vorherrscht, sondern das gemeinsame Ringen und Streiten um Standpunkte aus christlicher Verantwortung heraus.

### **Relevante Themen für Alle**

Wie gewohnt beherrschten den Kirchentag Themen, die Alle angehen, die nach außen schauen, den Nächsten sehen und keine exegetische Fußnotengelehrsamkeit. „Nicht mehr wahrzunehmen als sich selber, das ist die höchste Form der Verblödung.“, stellte einmal Fulbert Steffensky fest, dessen Veranstaltungen 2017 in Berlin besonders stark besucht waren. Hunderte kamen zu spät zu dem, „dessen Bücher man gelesen haben muss“, wie er beim Podiumsgespräch „Lebenswandel – Glaubenswandel“ vorgestellt wurde. Zwei Tage zuvor tadelte Steffensky die neuen Götzen wie Nation, Volk und die eigene Kultur. Noch weiter ging Margot Käßmann in ihrer Bibelarbeit, die die „biodeutsche“ Familienpolitik der AfD in die Nähe des Nationalsozialismus rückte. Statt Angst vor einer „konfliktträchtigen Masseneinwanderung“ zu schüren, plädierte Käßmann für eine „wahrhaftige Willkommenskultur“ wie Eli-

sabeth zu der schwangeren Maria in Lukas 1,39–56.

### **Schulterschluss gegen Rechts**

Im Vorfeld des Kirchentags heiß diskutiert wurde die Teilnahme der AfD. Schließlich habe doch jede Partei ihre christliche Arbeitsgemeinschaft am Start. Nicht aber die „Christen in der AfD“. Stattdessen konnte deren Vorsitzende, Anette Schultner, mit Landesbischof Markus Dröge diskutieren. Und auch der fand klare Worte. Im Strategiepapier der AfD sei nichts von einem christlichen Menschenbild zu finden. Zu Recht brandmarkte Bischof Dröge die rassistische, Menschen verachtende und Angst machende Ausdrucksweise der AfD. Anhaltspunkte dazu gab Schultner beim Thema Nächstenliebe. Man könne nicht jeden in der Welt lieben. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, die Feindesliebe in der Bergpredigt und die Eigenschaft jedes Menschen als Ebenbild Gottes scheinen für die AfD wohl böhmische Dörfer zu sein. Schultner will aber zwischen Fremden und Fremden unterscheiden, zwar nicht christlich, aber nationalistisch begründet. Das gibt sie nicht zu, aber es gehört zum rassistischen und ausgrenzenden Menschenbild der AfD mit Ressentiments, Ängsten und Vorurteilen. Doch nicht die AfD, sondern die Kirche würde nicht mehr das eigentlich Christliche vertreten. An dieser Stelle betonte Dröge, dass mit der Verpflichtung auf die Barmer Theologische Erklärung für jeden Theologen Jesus Christus der Maßstab des Handelns ist. Auch Bischof Dröge blieb es nicht erspart, wie Margot Käßmann gewisse Pa-



**Zwei Mitglieder des Deutschen Bundestags der Partei DIE LINKE, Christine Buchholz und Katja Kipping beim Kirchentag mit Thorsten Brenscheidt, theologischer Autor und Vorstandsmitglied der Partei DIE LINKE, Berlin-Spandau**

rallelen zu ziehen: „Das ist die Grundlage, die sich bewährt hat in einer Zeit, in der versucht wurde, völkisches Denken ideologisch zu begründen. Und offensichtlich befinden wir uns wieder in so einer Zeit.“

Reichlich Beifall für Bischof Dröge und Pfiffe für Frau Schultner verdeutlichten, dass für die AfD diese „Teilnahme“ am Kirchentag nicht zur Plattform für diese Partei wurde.

### **„Unser Kreuz hat keine Haken“**

Dieser Slogan der beiden Großkirchen zum Bundesparteitag der AfD in Köln war auch auf dem Kirchentag stets sichtbar. Die Partei DIE LINKE hatte Leinentaschen mit diesem Slogan bedruckt und bei ihrem Stand kostenlos angeboten. Umso mehr ruft die AfD jetzt zum Kirchenaustritt auf.

Beim Stand der Bundesarbeitsgemeinschaft Christinnen und Christen bei der Partei DIE LINKE herrschte reges Treiben bei zahlreicher Prominenz. Katja Kipping, Bodo Ramelow, Christine Buchholz, Klaus Lederer, Bernd Riexinger und Petra Pau zogen

die Aufmerksamkeit der vorbeigehenden Kirchentagsteilnehmer auf sich. Und dies alles bei bewährter Nachbarschaft mit den Ständen der Rosa- Luxemburg-Stiftung und des BRSD.

### **Augenmerk auf schwarzen Rucksack**

Ebenfalls am richtigen Platz beim Markt der Möglichkeiten war der VVN/BdA (Ver- ein der Verfolgten des Naziregimes/ Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten) vertreten. Die Wanderausstellung zur AfD beeindruckte und schockierte zugleich. Besonderes Augenmerk galt einem schwarzen Rucksack mit beiliegender Warnweste. Auf- druck: „AfD? Rechte Hetze fachgerecht entsorgen!“ Weiterer Inhalt: Müllbeutel, Absperrband für AfD-Stände, Trillerpfeifen, Aufkleber, Flyer, Buttons. Dies zählte wohl zum Originellsten auf dem Kirchentag.

### **Linke Werte gegen rechte Hetze**

DIE LINKE hatte sogar eine kostenlose Sondernummer ihrer Mitgliederzeitschrift zum Kirchentag herausgegeben. Darauf sichtbar das Motto: „Nächstenliebe. Soli- darität. Gerechtigkeit.“ Das sind Werte, die Kirchentagsbesucher ansprechen, positiv und zugewandt erscheinen. So konnten alle links geprägten Mitwirkenden beim Kir- chentag noch wesentlich auffälliger linke Werte vermitteln und so manchen Kir- chentagsbesucher zum Nachdenken anre- gen, was denn eigentlich christlich ist: Eine vermeintlich konservative Haltung gegen Muslime, gegen Flüchtlinge, gegen Ho- mos, gegen Genderforschung, gegen Ab- treibung usw.?

Oder gegen Ausgrenzung, Spaltung, Is- lamophobie und Rassismus? Und vor allem *FÜR* den Menschen, den Nächsten, den Fremden, für eine friedliche, soziale und ge- rechte Welt.

## Rezensionen

### Aktuell gebliebene Konflikte

*Kaj Munks Drama „Das Wort“.  
In deutscher Übersetzung*

*Von Okko Herlyn*

*Kaj Munk, „Das Wort“ - Drama,  
aus dem Dänischen übersetzt  
von Paul Gerhard Schoenborn,  
NordPark Verlag Wuppertal  
2015, Reihe: „Die besonderen  
Hefte“, 92 Seiten, EUR 7,50.  
ISBN: 978-3-935421-11-4*

Es gehört offenbar zur spezifisch deutschen Provinzialität, dass künstlerische Werke anderer Länder und Kulturkreise hierzulande manchmal nur wenig Beachtung finden. Anders lässt sich wohl nicht erklären, dass etwa das dramatische Werk des dänischen Theologen und Dichters Kaj Munk in unseren Breitengraden bislang so gut wie unbekannt geblieben ist.

Munk (1898–1944), als Frühweise in einem eher pietistisch-erwecklichen Milieu auf der Insel Lolland groß geworden, kommt schon in jungen Jahren mit den Gedanken Nicolaj Grundtvigs, des theologischen Begründers der dänischen Volkskirche, in Berührung. Er studiert Theologie und wird alsbald Pfarrer in Vedersø, einem kleinen Dorf an der jütländischen Küste. Seiner großen Neigung zur Literatur

und zum eigenen Schreiben kommt er vor allem durch das Verfassen zahlreicher Dramen nach. Das bekannteste davon ist „Ordet“ – „Das Wort“, das seit seiner Veröffentlichung (1925) in Dänemark und den anderen Ländern Skandinaviens zahlreiche Inszenierungen erfährt und seither in Dänemark zur Schullektüre gehört. Hinzu kommen Übersetzungen ins Französische, Italienische, Spanische, Niederländische und Polnische, dazu zwei Verfilmungen. Munk selbst wird aufgrund seiner unerschrockenen Beteiligung am dänischen Widerstand gegen die deutsche Okkupation am 4. Januar 1944 von einem SS-Kommando hinterrücks ermordet.

Das Drama „Das Wort“, das soeben in einer eindrucksvollen Übersetzung von Paul Gerhard Schoenborn im NordPark Verlag Wuppertal erschienen ist, spielt in einem jütländischen Dorf und thematisiert verschiedene soziale und religiöse Spannungen, vor allem die zwischen einer pietistisch-fundamentalistischen Frömmigkeit einerseits und einem mehr aufgeklärten protestantischen Glauben der Grundtvig-Richtung andererseits. Man geht nicht fehl, wenn man hier auch mancherlei ei-





KAJ MUNK

## Das Wort



Drama

NORDPARK

gene pastorale Erfahrungen und existentielle Anfechtungen Munks verarbeitet sieht. Doch was zunächst als ein bloß spezifisch innerdänischer Konflikt erscheint, entpuppt sich aber alsbald als viel grundsätzlicherer und bis heute aktuell gebliebener Widerstreit, etwa dem zwischen Glaube und Wissenschaft oder dem zwischen Liebe und starrer Überzeugung.

Es wird zudem deutlich, was geschehen kann, wenn sich eine eher sterile Volkskirche von der Gefühlsebene der so genannten „kleinen Leute“ wegentwickelt, nämlich ein Abdriften ins Gesetzliche und Sektiererische. Dabei werden die einzelnen Charaktere von Munk psychologisch überaus fein gezeichnet und in Konflikt zueinander gebracht. Die manchmal fast etwas aufgesetzt erscheinende Dramatik dieses Stückes ist wohl vor allem der Zeit seiner Entstehung geschuldet. Aber welch einem Werk der Weltliteratur spürte man die zeitgeschichtliche Patina seiner Geburtsstunde nicht ab? Unabhängig von der natürlich jeder Zeit gegebenen Möglichkeit, auch „historische“ Stoffe gegenwartsnah, kreativ und womöglich völlig neu zu inszenieren. Das eher verblüffende Ende des „Worts“ soll hier nicht verraten werden.

Es ist das große Verdienst von Paul Gerhard Schoenborn,

der sich seit vielen Jahren für ein angemessenes Gedächtnis des Theologen, Dichters und Widerstandskämpfers Kaj Munk engagiert, dass er nun eines seiner wichtigsten Schauspiele ins Deutsche übersetzt hat. Dabei gelingt es ihm, Munks eindringliche, ursprünglich eher spröde, ja kantige Sprache zu erhalten und so authentisch über die Bühne zu bringen. Hier wird nichts geglättet oder einem vermeintlichen Unterhaltungsbedürfnis angepasst. Wer dieses Drama liest oder sieht, wird sich dabei nicht entspannt zurücklehnen können. Im vom Dänischen Kulturministerium herausgegebenen „Kulturkanon“ von 2006 heißt es: „Nichts ist leichter, als ‚Das Wort‘ zu kritisieren. Einerseits für den radikalen Genrewechsel: Die ersten Akte sind eine Volkskomödie, während die letzten Akte den Charakter eines Myterienspiels haben. Andererseits für die Derbheit, welche die Dialoge prägt und ihnen einen Hauch von kaltem Kalkül verleiht. Aber die Kritik verstummt, weil ‚Das Wort‘ mit einer Wildheit geschrieben ist, die bewirkt, dass man Szene für Szene verschlingt.“

Es wäre dem Stück wahrhaftig zu wünschen, dass es in dieser ausdrucksstarken Übersetzung nun endlich auch Eingang in die hiesige Öffentlichkeit finden möchte. Welche kleine Studiobühne oder auch



welche engagierte gemeindliche Theatergruppe hätte die Courage, sich solch eines un-

bequemen, aber gleichwohl bedeutsam gebliebenen Stoffes mit Schwung anzunehmen?

## Gewalt – die Fessel der Armen

Von Jürgen Schübelin

Gary A. Haugen, Victor Boutros:  
*Gewalt – die Fessel der Armen.*  
Springer Spektrum-Verlag, Berlin/Heidelberg, 2016, 326 Seiten, 24,99 Euro

**D**amit leben zu müssen, dass man entweder selbst – oder jemand aus der eigenen Familie – mit hoher Wahrscheinlichkeit irgendwann im Leben ein Opfer von Gewalt werden kann, die lähmende, alltägliche Angst davor, schutzlos kriminellen Angreifern ausgeliefert zu sein und das leidvoll verfestigte, kollektive Erfahrungswissen darüber, im Zweifelsfall von Polizei und Justiz nicht nur keinerlei Unterstützung erwarten zu können, sondern stattdessen nur zusätzliche Probleme, all das sind – so die zentrale These dieses Buches – für Milliarden in Armut lebender Menschen die entscheidenden Hindernisse dafür, um diese Armut wirklich überwinden zu können.

Alle Entwicklungsanstrengungen und –Erfolge der zurückliegenden Dekaden, alle – vor allem von den Betroffenen selbst – aber auch von Regierungen, UN-Institutionen so-

wie nationalen und internationalen Organisationen der Zivilgesellschaft vollbrachten (und, wie wir wissen, immer noch unzureichenden) Kraftakte, um den Hunger zurück zu drängen und die elementaren Menschenrechte auf Leben, Gesundheit, sauberes Trinkwasser, Bildung, Wohnen, Gleichberechtigung oder Teilhabe zu stärken, werden – so die Kernaussage von Haugen und Boutros – durch das Versagen, der Gewalt, der arme Menschen weltweit ausgesetzt sind, Einhalt zu gebieten, größtenteils wieder zunichte gemacht.

Es geht den beiden Autoren bei ihrer Analyse dabei nicht um jene – an anderer Stelle bereits vielfach dokumentierte und detailliert beschriebene – Gewalt, unter der Millionen von Armen weltweit im Gefolge von Kriegen und anderen langjährigen bewaffneten Konflikten leiden, sondern der Fokus ihrer Argumente richtet sich auf jene Milliarde Menschen, die unter Bedingungen von Armut und extremer Armut in „relativ stabilen“ Ländern – und zunehmend auch Schwellenländern (mit mittleren Einkommen auf den Skalen der Indikatoren für menschl-





che Entwicklung, sc. HDI und IHDI) leben – und für die Gewalt anscheinend unabänderlich zum Alltag gehört.

Dabei sind nicht fehlende – und meist nicht einmal fehlerhafte – Gesetze das Problem. Fast alle Staaten, von denen in diesem Buch die Rede ist, haben die internationalen Menschen- und Sozialrechtskonventionen sowie ihre einschlägigen Zusatzprotokolle sehr frühzeitig und ohne Einschränkungen ratifiziert. Die Gesetzeslage ist also eindeutig. Nur: Gesetze finden deshalb keine Anwendung, weil es niemanden gibt, der sie durchsetzt.

Wenn in einem Land wie Bolivien mit seinen etwas mehr als zehn Millionen Einwohnern jährlich mehrere Zehntausend Kinder Opfer von sexueller Gewalt und Missbrauch werden, es aber der bolivianischen Justiz im Durchschnitt zwischen 2000 und 2010 nicht gelang, mehr als drei Täter jährlich zu verurteilen, so das zugespitzte Argument von Haugen und Boutros, ist es für einen Sexualstraftäter statistisch wahrscheinlicher, unter der Dusche zu verunglücken oder auf der Straße überfahren zu werden, als irgendwann rechtskräftig verurteilt in Haft zu landen.

Die Autoren sprechen von Unrecht als System, vom systemischen Versagen von Polizei, Justiz und der politisch

Verantwortlichen – also der „Garanten“ in einem rechtsbasierten Ansatz. Die sorgfältig belegten Fallbeispiele aus Afrika, Asien und Lateinamerika, die sie für dieses Buch zusammengetragen haben – und die allesamt aus der Arbeitspraxis der internationalen Menschenrechtsorganisation International Justice Mission (IJM) stammen, sind keine Geschichten mit Happy End, sondern lassen den Lesenden an dem beklemmenden, verstörenden Gefühl des Völlig-Ausgeliefertseins, der vollkommenen Chancenlosigkeit gegenüber der Straflosigkeit der Täter teilhaben. Von Kapitel zu Kapitel wird dabei deutlicher, wie vielschichtig und extrem komplex die strukturellen Ursachen für dieses Systemversagen sind. Es geht nicht einfach nur um Korruption, um en-demisches Desinteresse und Inkompetenz bei Ermittlungen, um chronisch überforderte, schlecht ausgebildete, prekär ausgestattete und unterbezahlte Strafverfolger.

Die Rechtssysteme in vielen Entwicklungsländern, so die These der beiden Autoren, machen die Armen noch ärmer und ihr Leben noch unsicherer. Die traurige Erkenntnis dabei ist, dass die Justiz in der Geschichte der Menschheit praktisch nie darauf angelegt war, die einfache Bevölkerung vor Gewalt zu schützen, sondern – so Haugen und Boutros – die

Herrschenden und Mächtigen vor der Bevölkerung.

Folgt man dieser Argumentationslinie, sind fehlende Rechtssicherheit, systemische Impunität (Straflosigkeit) für Gewalttäter, immer dann, wenn es sich bei den Opfern um Arme handelt, letztlich funktional für das Aufrechterhalten von überkommenen – vielfach patriarchal-autoritären Macht- und Herrschaftsstrukturen. Aber sie sind gleichzeitig extrem destruktiv, wenn es darum geht, nachhaltig Armut zu überwinden, Demokratie und zivilgesellschaftliches Engagement zu fördern. Wenn Menschen in den Armenvierteln urbaner Ballungsräume nichts mehr fürchten, als Opfer von Gewalt zu werden und die tägliche Angst und Unsicherheit ihr größtes Problem darstellt, werden Kreativität, Eigeninitiative und die Fähigkeit zur Resilienz brutal zerstört. Und – dieses Argument müsste man der Diskurslinie von Haugen und Boutros vor dem Hintergrund der bitteren Erfahrungen der zurückliegenden Monate hinzufügen – stehen die Tore sperrangelweit offen für rechtspopulistische Rattenfänger und ihre Phantastereien.

Am schmerzhaftesten ist die Lektüre dieses Buches jedoch dort, wo es um die kriminalpsychologische Feinanalyse geht, um das paradoxe Zusammenwirken von Tätern

und Opfern dabei, das Geschehene geheim zu halten. Die Betroffenen sind traumatisiert, sie wurden – vor allem, wenn es um sexuelle Gewalt, geht, mit voller Absicht verletzt, gedemütigt, Zwang unterworfen, entehrt und erniedrigt. Und sie wissen, dass sie sich durch das Sich-der-Polizei-„Anvertrauen“ nur neuen Bedrohungen und Verletzungen aussetzen würden. Deshalb schweigen sie. Dieses Täter-Opfer-Paradoxon ist universal gültig – aber in Ländern mit prekären Rechtssystemen noch viel fataler.

Gary A. Haugen kommt aus der Bürgerrechts-Anwälte-Bewegung der USA, Victor Boutros ist US-Bundesstaatsanwalt und leitet eine Strafverfolgungseinheit, die sich mit Menschenhandelsnetzwerken, aber auch mit Amtsmissbrauch und Korruption in der US-Polizei und Justiz beschäftigt. Ihre engagierte Analyse über versagende Rechtssysteme in Asien, Afrika und Lateinamerika enthält sich wohltuend jeglichen besserwisserischen Untertons. Bereits im Einleitungsteil ihres mit einem umfangreichen Fußnoten-, Quellen- und Sachverzeichnis-Apparates ausgestatteten Buches stellen die Autoren nüchtern fest, dass es keine Form von systematischem Missbrauch, Brutalität, Korruption und Diskriminierung armer Opfer gibt, die sie nicht bereits in der US-Justiz und im





Polizeiapparat der Vereinigten Staaten erlebt hätten.

Ihr Anliegen ist es daher nicht, irgendwelche westlichen Strafrechts- und Polizei-Organisations-Systeme als heilbringende Export-Produkte zu bewerben, sondern im letzten Teil ihrer Buches plädieren sie für lokale, kontextbezogene Lösungen im Zusammenspiel mit solchen Best Practices, die externe, internationale Erfahrungen beisteuern können.

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel, das Haugen und Boutros untersucht haben, ist die – in dieser Konsequenz einzigartige – Polizeireform in Georgien ab 2005 mit einer Null-Toleranz-Politik gegen Korruption und der drastischen Verkleinerung des Strafverfolgungsapparates bis hin zur Gesamtauswechslung aller Verkehrspolizisten des Landes.

Im zweiten Teil ihrer Analyse arbeiten die Autoren heraus, wie entscheidend es ist, dass die Betroffenen von Gewalterfahrungen am Ende doch zu Wort kommen, ihre authentischen Erlebnisse gehört und zum Bestandteil von Diagnosen für die Missstände in Justiz und Polizei werden können. Und es geht um Beispiele und Initiativen, überall vor Ort diejenigen zu stärken und zu unterstützen, die bereit sind, den Kampf gegen die Gewalt aufzunehmen.

Voraussetzung dafür – und

auch diese Erkenntnis erscheint nach der Lektüre dieses Buches unausweichlich – ist jedoch, dass die internationale Staatengemeinschaft endlich willens ist, gesetzlose Gewalt und Straflosigkeit als prioritäre Herausforderungen anzuerkennen und entsprechende Investitionen in Reformen der öffentlichen Rechtssysteme, den Aufbau von angepasstem Methodenwissen, in den Opferschutz und die Korruptionsbekämpfung bei der Polizei massiv zu verstärken.

Bislang – und das ist die noch nicht wirklich ermutigende Nachricht am Ende dieser faktenreichen Analyse – sind es bestenfalls einige kurz- und mittelfristige Modellprojekte zur Erneuerung von Rechtsstaatlichkeit und Verbesserung von Rechtssicherheit, die Anlass zur Hoffnung geben. Der universale politische Wille, diese „Fessel der Armen“, von der Haugen und Boutros sprechen, wirklich zu lösen, ist noch nicht erkennbar.

*Seitenrandbild S. 80: Selbstdeaktivierung eines bewaffneten Bandenmitglieds, Favela Rio de Janeiro.*

*Seitenrand-Bild S. 81: Chilenische Panzerbesatzung nach Verhängung des Belagerungszustandes nach Erdbeben, Febr. 2010 in Concepción.*

*Seitenrand-Bild S. 82: Straßensperre in Tegucigalpa, Honduras.*



## BUNDESNACHRICHTEN

### Religiöse Sozialist(inn)en auf dem Kirchentag

Von Reinhard Gaede

Nach den letzten Terroranschlägen fühlten oder dachten wohl alle so wie Kirchentagspräsidentin Prof. Christina Aus der Au zum Ende dieses Kirchentags: „Wir sind froh und dankbar, dass wir einen friedlichen Kirchentag erleben durften. Wir haben uns nicht einschüchtern lassen und sind in Freiheit zusammen gekommen. Es gab angemessene Sicherheitsvorkehrungen, aber wir haben uns nicht hinter Mauern zurückgezogen. ... Natürlich war auch Anspannung zu spüren in den Veranstaltungen, aber eben auch große Gelassenheit, Vertrauen, ja im besten Sinne Gottesvertrauen.“ Dazu trugen mehr als 1.400 Helfer(inn)en, viele aus der Gemeindejugend und von Pfadfinder(inn)en, bei, die freundlich den Weg wiesen und an Eingängen zu Veranstaltungen kontrollierten.

Unser Stand unter 951 Gruppen war wieder Teil des Themenbereichs „Bürgerschaftliches Engagement“. Unsere Nachbarn waren die Rosa-Luxemburg-Stiftung, die Jusos und die SPD sowie VVN-BdA. Mit der Rosa-Luxemburg-Stiftung zusammen hatten wir zu

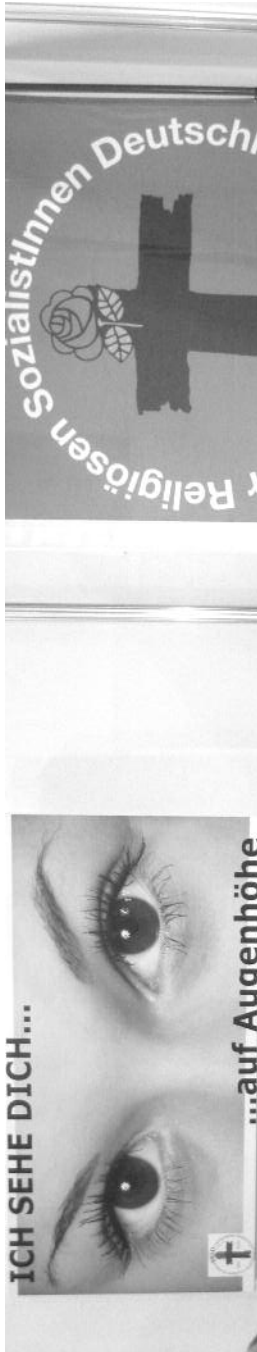
einer Podiumsveranstaltung am Donnerstag eingeladen: „Leben für Gerechtigkeit und Frieden. Das Beispiel Emil Fuchs.“ Ca. 20 Personen nahmen teil. Thomas Kegel moderierte. Christine Buchholz, MdB, hat ein „Schwarzbuch“ herausgegeben, ein „kritisches Handbuch zur Aufrüstung und Einsatzorientierung der Bundeswehr“ und brachte diese Perspektiven ein.

Klaus Fuchs-Kittowski berichtete aus dem Leben des Großvaters. Ich sprach über Christentum und Marxismus bei Emil Fuchs, über seine Staatskritik und über das Verhältnis von Staat und Kirche heute. „Ringens um Gerechtigkeit im weltanschaulichen Dialog. Im Andenken an den Antifaschisten Emil Fuchs“ hieß das vorausgegangene Symposium am 8.–9. Dez. 2015. Die Schrift aus den „Papers“ der Rosa-Luxemburg-Stiftung kann man lesen: <http://leibnizsozietat.de/neuerscheinung-eines-bandes-zum-andenken-an-den-antifaschisten-emil-fuchs/>

Auch die zwei Bände der Autobiographie: <http://www.max-stirner-archiv-leipzig.de/dokumente/EmilFuchsMeinLeben.pdf>.

Einladungen zu Treffen er-





hielten wir von den Linken und der SPD. Im Willy-Brandt-Haus betonte SPD-Vorsitzender und Kanzlerkandidat Martin Schulz, wie nötig die Losung „Du siehst mich“ heute ist wegen bösartiger Demokratie-Feinde und Spaltung der Gesellschaft in einer Zeit der Verführer. Wir sollten zur Kenntnis nehmen, was andere beschwert, und Europa solle zur Festung für unsere Werte werden. „Dein Projekt ist nicht unser Projekt“, sagte er gegen US-Präsident Trump und seine „unselige Aufrüstungs-Spirale“. Er forderte eine freie Presse in der Türkei, die Freilassung inhaftierter Journalisten. Und erinnerte zweimal an Johannes Rau: Glaubwürdigkeit bedeutet: „Sagen, was man tut, und tun, was man sagt.“ Und frei-

gebig sein bei Kollekten: „Wenn ihr doppelt soviel gebt, wie ihr wolltet, dann habt ihr halb soviel gegeben, was der Herr von euch erwartet.“

Unser Stand ging mit Wandbild und Grußkarte ein auf die Losung des Kirchentags „Du siehst mich“. Bei Kaffee im Stand oder im Gang vor dem Stand kam es zu vielen Gesprächen mit Andreas, Fokke, Jürgen, Florian, Jens-Eberhard und mir. Oft konnten wir Mitglieder und Bekannte begrüßen, erfahren, wie sie sich engagierten und Fragen beantworten. Andreas hatte ein neues Konzept für den Stand geplant und ausgeführt.

Diskutieren, singen, beten, zuhören. Ein Fest des Glaubens haben wir erlebt. Möge es ausstrahlen in die Welt!

## Jahrestagung

Unsere Jahrestagung findet am 17.–19. November 2017 in der

Jugendherberge Ratzeburg statt. Dazu laden wir herzlich ein.

## Regionaltreffen

Erstes Regionaltreffen für Bayern und Baden-Württemberg Samstag,

29. Juli, 14.00 Uhr, Katholische Hochschulgemeinde, Königstraße 64, 90402 Nürnberg.

## Sommerseminar

Herzliche Einladung zum Sommerseminar des BRSD „Revolution in der Reformation“, 26.–27. August 2017 im Kulturzentrum Faust, Zur Bettfe-

dernfabrik 3, 30451 Hannover. Info und Platzreservation: bitte E-Mail an seminar@martin-luther.net oder brieflich an: T. Kegel, Oeltzenstr.16, 30169 Hannover.



## Bilder und Fotos

|                                           |        |
|-------------------------------------------|--------|
| Gerd Büntzly .....                        | 1      |
| Anne & Nikolaus Schneider .....           | 13     |
| Wikipedia .....                           | 14, 32 |
| Ulrich Hahn .....                         | 14     |
| Friedrich-Wilhelm Bargheer .....          | 17     |
| Michael Bünker .....                      | 31     |
| Friedrich Winterhager .....               | 38     |
| Frank-Matthias Hofmann .....              | 46     |
| Maïke Finnnern .....                      | 54     |
| Elmar Klink .....                         | 60     |
| VSA Verlag, Hamburg, Publik Forum .....   | 62     |
| Ulrich Duchrow .....                      | 65     |
| Malu Dreyer .....                         | 74     |
| Thorsten Brenscheidt .....                | 76     |
| NordPark Verlag, Wuppertal .....          | 78     |
| Springer Spektrum Verlag, Wuppertal ..... | 79     |
| Jürgen Schübelin .....                    | 80–82  |
| Andreas Herr .....                        | 84     |

## Autorinnen und Autoren

**Prof. Dr. Friedrich-Wilhelm Bargheer**  
Hinter dem Böhmerhof 1  
32825 Blomberg

**Thorsten Brenscheidt**  
Zum Alten Strandbad 31  
13587 Berlin

**Prof. Dr. Michael Bünker**  
Ev. Kirche in Österreich  
Severin-Schreiber-Gasse 3  
A-1180 Wien

**Malu Dreyer**  
Staatskanzlei  
Rheinland-Pfalz  
Peter-Altmeier-Allee 1  
55116 Mainz

**Prof. Dr. Ulrich Duchrow**  
Alfred-Jost-Str. 7  
69124 Heidelberg

**Maïke Finnnern**  
Gewerkschaft Erziehung  
und Wissenschaft  
Landesverband  
Nordrhein-Westfalen  
Nünningstr. 11  
45141 Essen

**Ulrich Hahn**  
Zähringer Straße 18  
78050 Villingen-Schwen-  
ningen

**Professor Dr. Okko Herlyn**  
Mühlenwinkelsweg 9  
47239 Duisburg

**Frank-Matthias Hofmann**  
Ev. Büro Saarland  
Am Ludwigsplatz 11  
66117 Saarbrücken

**Elmar Klink**  
Thielenstraße 13/15  
28215 Bremen

**Dr. h.c. Nikolaus & Anne Schneider**  
Bennigsenstr. 6  
12159 Berlin

**Jürgen Schübelin**  
Hansegracht 11  
47051 Duisburg

**Dr. Friedrich Winterhager**  
Sedanstr. 12  
31134 Hildesheim

**Mitarbeit:** CuS versucht eine Mischung aus aktuellen politischen Ereignissen, theologischer und politischer Diskussion, Aktualisierung religiös-sozialistischer Theologie und Politik, Aufarbeitung religiös-sozialistischer Geschichte und von Beiträgen, die sich um die Entwicklung einer Befreiungstheologie und einer entsprechenden Praxis in und für Europa bemühen. **Wir freuen uns über unverlangt eingesandte Manuskripte, auch mit Bildern.** (Allerdings können wir dafür nicht haften.) Wir danken unseren Autor(inn)en für ihre ehrenamtliche Mitarbeit. Auch Texte, die der Meinung der Redaktion nicht entsprechen, aber für unsere Leserinnen und Leser interessant sind, werden veröffentlicht. Gleiches gilt für Leser(innen)briefe. Wer regelmäßig geistesverwandte fremdsprachige Zeitschriften liest, sollte uns dies mitteilen und uns Artikel zur Übersetzung vorschlagen.

**Artikel:** Da die Redaktionsarbeit unentgeltlich erfolgt, haben wir nur in Ausnahmen Zeit für das Eingeben von Manuskripten. Wir bitten, uns Texte und Bilder folgendermaßen zuzusenden:

- **Texte** in einem der PC-/Mac-üblichen Formate (RTF, TXT oder DOC) auf CD oder per E-Mail.
- **Bilder** bitte digital als JPG-, TIFF-, EPS- oder PDF-Format mit mindestens 300 dpi Auflösung. Keine Internetbilder (!), da sie nicht den Anforderungen des Offsetdrucks entsprechen. Im Notfall als scanfähiges Foto per Post.  
Adresse: cus@brsd.de oder reinhard-gaede@gmx.de, bzw. Reinhard Gaede, Wiesestr. 65, 32052 Herford.

**Sprache:** Wir wünschen uns eine Sprache, die die weibliche und männliche Form gleichermaßen berücksichtigt.

**Endredaktion:** Über einen Abdruck entscheiden die Redaktion. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

# **CuS. Christ und Sozialist. Christin und Sozialistin. Kreuz und Rose**

Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V./www.BRSD.de

*Erscheint seit 1948 (vorher gab es bis zur Unterdrückung durch den Hitler-Faschismus: Das Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes 1924–1933, das Rote Blatt der Katholischen Sozialisten 1929–1930 und die Zeitschrift für Religion und Sozialismus 1929–1933).*

## **Helmut Gollwitzer: Warum bin ich als Christ Sozialist? Warum wird ein Mensch Sozialist?**

Ein Mensch wird Sozialist, weil er entweder durch die Schäden des gegenwärtigen Gesellschaftssystems selber schwer getroffen ist, oder weil er sich mit diesen Betroffenen identifiziert, aus moralischen Motiven oder aus rationaler Einsicht in die Dringlichkeit revolutionären Veränderung oder aus beidem.

Ein Mensch wird Sozialist, wenn er die gesellschaftlichen Schäden nicht nur als Einzelphänomene erfährt oder beobachtet, sondern die Vordergrundphänomene durchschaut auf ihren Zusammenhang hin: den Zusammenhang, den sie untereinander haben und den Zusammenhang mit den Grundstrukturen der gegenwärtigen Gesellschaft, mit der in ihr dominierenden Produktionsweise.

Solche Vordergrundphänomene waren schon seit dem Frühkapitalismus: Arbeitslosigkeit, krasse Ungleichheit der Chancen und der Lebensverhältnisse, verheerende Wirkung der kapitalistischen Krisen auf ungezählte Existenzen, Ökonomische Ursachen internationaler Konflikte (Kriege), militärisch-industrieller Komplex (Rüstungsindustrie, Waffenhandel), Versklavung anderer Völker (Kolonialismus). – Hinzugekommen sind heute: Ressourcenvergeudung, Unmenschlichkeit der Städte, Landschaftszerstörung, Erhöhung der Produktivität durch verschärfte Zerstückelung und Mechanisierung der Arbeit (Taylorisierung) und der Effektivitätskontrolle, Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen und Entqualifizierung der Arbeit durch neue Technologie, Diskrepanz zwischen Befriedigung der Konsumbedürfnisse und Frustration in den Lebensbedürfnissen, Kommerzialisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Sexualität, Zerfall der Familie, Unterwerfung der Bürger unter bürokratisch-technokratische Apparate.

Hinzu kommt, dass gleichzeitig mit der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der breiten Masse in den Industriestaaten die materielle Verelendung der Mehrheit der Weltbevölkerung ein in der Geschichte noch nie gesehenes Ausmaß erreicht hat. Die Frage drängt sich auf, ob der Wohlstand hier und das Elend dort ursächlich zusammengehören wie zwei Seiten derselben Medaille. (Auszug aus: Warum bin ich als Christ Sozialist?, CuS 1/1980)

### **Abonnements:**

Per Post:

BRSD, Jürgen Gorenflo,  
Hollunderweg 8 b, 22850 Norderstedt

Per Telefon:

0 40/8 22 64 58

Per E-Mail:

jgorenflo@web.de

### **Bezugspreise (inkl. Versand):**

Inland € 20,- pro Jahr · Ausland € 30,-, pro Jahr  
Förderabonnement € 25,- oder mehr. Bitte überweisen Sie den Betrag jeweils zum Jahresbeginn an den BRSD e.V.

KD-Bank · IBAN DE15 3506 0190 2119 4570 10  
BIC GENODED1DKD

Kündigungen werden zum Jahresende wirksam